Staatl. Bibliothek
Regensburg

Germ. 315/4

J F de Goez inv et fecit 1783

Halt ein Leuxis! der kritische Augenblick ist da und ich bin bey der Hand wie ich's dir versprach.

Lectüre
für
Stunden der Muße

herausgegeben

von

Albrecht Christoph Kayser

Hochfürstlich Thurn und Taxischem Hofrath und Bibliothekar.

J. J. Oppermann

Viertes Bändchen mit einem Titelkupfer.

Bayreuth, 1794.
Im Verlage der Zeitungsdruckerey,
und
in Commission in der Grauischen Buchhandlung in Hof.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Follie's Reise in die Wüsten von Sahara.

Zweyter Theil.

(Siehe drittes Bändchen. S. 133.)

(Siehe drittes Bändchen. S. 133.)

Genauere Nachricht von den Sitten, Gebräuchen und den Meinungen der Bewohner von Sahara.

Jene Völker, welche die Barbarey bis an den Niger bewohnen, machen einen Haufen verschiedener Nationen aus. Die Mauren sind darunter die mächtigsten und bekanntesten und haben die drey Königreiche Suz, Fez und Marocco inne. Biledulgerid, ein Stück Landes, woran das Atlantische Meer spült, d. h. zehn Stunden (Lieues) südwärts von S. Cruz in der Barbarey bis an das Cap Bojador wird von Arabern, welche unter dem Nahmen Mosselemis bekannt sind, und von geflüchteten Mauren bewohnt, die zu ver-

vernünftig sind, als daß sie noch länger unter dem Drucke eines Tyrannen, dergleichen der Kaiser von Marocco ist, verblieben.

Sahara bis an den Niger enthält verschiedene Volksstämme, die ihren Ursprung von Arabern, Mauren und Portugiesen haben. Letztere flüchteten sich dahin, als die Familie der Sherifs sich der drey barbarischen Königreiche bemächtigte. Alle diese Völker führen ohne Unterschied den Nahmen Narts. Die von Sahara haben wieder ihre besondere Unterabtheilung und sind unter dem Nahmen von Mougearen, Trasarts und Bracnarts bekannt.

Ich rede hier weder von den Trasarts noch Bracnarts. Beyde kennt man schon durch die Verbindungen, in denen sie mit den seit langer Zeit den Handel zu Portantic und längst dem Niger treibenden Französischen Kaufleuten stehen.

Mougeare ist bey den benachbarten Völkern ein verächtlicher Nahme, vermuthlich, weil diejenigen, so ihn führen, ärmer und sie nicht so geschickt zu den Waffen, als ihre Nachbarn, — von welchen jeder Soldat und Hirte ist, — den Anfällen der Letztern besonders zu der Zeit der übertretenden Gewässer

ser ausgesetzt und genöthiget sind, ihr Land zu verlassen und sich in die angränzenden Gebirge zu flüchten. Man kann die Verachtung, worinn der Nahme Mougeare steht, auch noch einem andern viel wichtigern Beweggrunde, ich meine, der Religion, zuschreiben.

Als die Sherifs sich der drey Königreiche bemeisterten, räumten die Portugiesen die Städte, die sie bewohnten, und suchten in ihrem Vaterlande Zuflucht. Das Landvolk hatte diesen Vortheil nicht. Man machte die meisten davon zu Gefangenen. Sie schwuren die Religion ihrer Väter ab und erhielten sich dadurch im Lande. Diejenigen, welche nicht zu einer Religionsveränderung zu bewegen waren, erwürgte man unbarmherzig. Bey alle dem vergaßen die Mauren doch nie, daß jene Proseliten einmahl Christen gewesen. Sie bedienten sich ihrer zu den schwersten Arbeiten, behandelten sie sehr hart, beraubten sie ihrer Güter, entführten ihnen ihre Weiber, schändeten ihre Töchter und erlaubten sich gegen sie das Alleräußerste.

Einer Tyranny dieser Art zu entgehen, flohen die unglücklichen Proseliten in die Wü-

sten von Sahara, wo sie einige herumirrende und wenig industriöse arabische Horden antrafen, sich mit ihnen verbanden und nun durch die Folge der Zeit mit ihnen nur eine und ebendieselbe Nation ausmachten.

Ungeachtet die Unfruchtbarkeit des Bodens und die unerträgliche Hitze des Clima's gewissermaßen den Mougearen zu einer Scheidewand dienen, werden sie dennoch von ihren Nachbarn ausgeplündert.

Ein immer herumirrendes, immer flüchtiges, aus verschiedenen Nationen bestehendes Volk, das nicht einmahl einen ordentlichen, eigentlichen und besondern Staatskörper ausmacht, mußte einen Theil der Gebräuche und abergläubischen Meinungen seiner Nachbarn annehmen. Ihre Religion ist kein reiner Mahomedismus; sie ist vielmehr ein System verschiedener grober Irrthümer. Man kann mit Wahrheit sagen, daß die natürliche Religion nirgends so im Schwange gehe, als bey den Mougearen.

Sie verrichten dreymahl des Tages, manchmahl auch noch öfter, allezeit gegen den Morgen gekehrt, ihr Gebet, aber nur dann öffentlich, wenn sich in ihrer Horde ein Mahomedanischer Priester befindet. Dieser singt

mit

mit lauter Stimme das Gebet, das der öffentliche Vorbeter auf den Moscheen anstimmt und hierinnen besteht ihre größte Religionsceremonie.

Ganz von ihren Nachbarn, den übrigen Arabern, verschieden, lassen sie jedermann, der Religion wegen, in Frieden. Hierdurch ist vielleicht die Vermuthung veranlaßt worden, daß sie gar keine haben. Nur die Jüdische nicht, sonst dulden sie jede Sekte unter sich. Hätte ein Jude das Unglück, sich in ihrem Lande niederzulassen, er würde unfehlbar lebendig verbrennt werden. Sie erkennen diese Nation sehr leicht an ihrer von der Maurischen sehr verschiedenen Kleidung.

Gastfreundschaft ist ein Hauptpunct ihres Gesetzes. Sie üben sie in ihrem ganzen Umfange aus. Sobald ein Fremder vor den Zelten ankömmt, zeigt ihm die erste beste Person, welche ihn erblickt, dasjenige Zelt, so ihn aufnehmen muß. Ist der Herr nicht darinnen, so geht ihm die Frau, oder es gehn ihm die Sclaven entgegen und lassen ihn in einer Entfernung von zwanzig Schritten Halt machen. Hier wird ihm eine Portion Milch zur Erfrischung überbracht. Man ladet seine Kameele ab, bringt

seine Effecten neben ihm in Sicherheit, gibt ihm eine Matte um sich niederzulegen und etwas, um sich während des Schlafes zuzudecken; gemeiniglich beraubt man sich hiezu seiner eigenen Decke. Seine Waffen werden, um sie vor den Thau zu bewahren, in das Zelt gebracht, so neben dem Zelte des Herrn steht.

Abends trägt man ihm Nahrung zu, die für ihn in der Hütte zubereitet wurde. Sehr häufig holt man die Lebensmittel hiezu von den Nachbarn, denn ein Fremder darf nie Mangel leiden. Zur Bestreitung seiner Bedürfnisse gibt jeder, was er hat. Freylich bestreitet das Zelt des Oberhaupts gewöhnlich die Kosten, aber alle übrige tragen hierzu bey, indem sie ihm wöchentlich, vermöge einer Art von Abgabe, zwey Pfund gemahlner Gerste liefern. Das Oberhaupt wird auf diese Art für dasjenige, so es an Fremde gibt, reichlich entschädiget.

Da derjenige, welcher die größten Heerden hat, gewöhnlich das Oberhaupt ist, so fehlt es ihm nie an einem sattsamen Vorrath von Milch, hat er aber Mangel daran zum Getränke, so erhält er sie von den ihn umgebenden Zeltern.

Die Priester durchstreifen das Land und unterrichten die Kinder. Die Erziehung geschieht ohne Zwang. Man kennt unter ihnen die Gewohnheit nicht, der Natur Gewalt anzuthun. Die kleinen Knaben versammeln sich aus freyem Willen des Morgens an dem Orte des Unterrichts. Letzterer ist für sie ein Zeitvertreib. Sie haben eine kleine Tafel, worauf der Priester arabische Charaktere und einige Lehrsätze des Corans schreibt. Die Größten und Geschicktesten empfangen ihren Unterricht unmittelbar von den Priestern und theilen ihn alsdann ihren übrigen Gespielen mit. Auf diese Art lehren sie sich einander lesen. Man züchtiget sie nie. Ein Kind zu schlagen ist ein Verbrechen, denn nach ihrer Meinung kann es das Gute vom Bösen nicht unterscheiden. Die Nachsicht, welche man gegen die Kinder hat und die volle Freyheit, womit sie ihren Willen thun dürfen, genießen auch diejenigen, welche von der Natur stiefmütterlich behandelt zu werden das Unglück hatten, z. B. Narren, Taube und Stumme. Sie werden für zu unglückliche Geschöpfe angesehen, als daß man nicht ihren Willen erfüllen sollte.

Dies ist überhaupt bey allen Mahomedanern Sitte und nach dem Gesetze. Nur sind bey den letztern die Kinder in einem gewissen Alter straffällig, hingegen in Sahara werden sie nie gezüchtiget. Das Beyspiel und die sich selbst überlassene Natur erzeugen alle Meinungen des Volkes, das diesen Erdstrich bewohnt.

Macht dem Kinde der Unterricht lange Weile, so geht es nach Gefallen von dannen und hütet die Heerden seines Vaters; daher kömmt es, daß sehr wenige lesen können. Diejenigen hingegen, welche bey dem Studio des Corans ausharren, werden nach vorhergegangener Prüfung, Priester. Man verehrt sie allgemein und sie finden überall ihren Unterhalt.

Gewöhnlich wird mit den Kindern in einem Alter von sieben Jahren die schmerzliche Operation der Beschneidung vorgenommen. Um diese Zeit scheert man ihnen auch gewöhnlich den Kopf. Man läßt ihnen auf demselben nur vier kleine Büschel stehen, wovon ihnen dann bey jeder merkwürdigen Handlung, so sie verrichten, Einer abgeschnitten wird.

Wenn

Wenn ein Knabe in einem Alter von 12 bis 13 Jahren irgend einen Eber oder ein anders wildes Thier, das eine Heerde anfallen wollte, erlegt, so nimmt man ihm Einen solchen Büschel weg. Rettet er bey Durchwadung eines Flußes ein Kameel, das sich von dem Strom hätte fortreissen lassen, so schneidet man ihm den zweyten ab. Tödtet er einen Löwen, oder Tiger, oder einen Feind bey einem Anfall oder Angrif, so erklärt man ihn für einen Mann. Alsdann wird ihm der Kopf ganz abgeschoren und er kann nun seine eigene Oekonomie anfangen. Dergleichen Operationen werden nur bey versammelter Familie, und zwar immer von dem Oberhaupte der Horde, vorgenommen. Junge Leute erreichen selten das Alter von 20 Jahren, ohne daß sie für Männer zu gelten, den Ehrgeitz hätten. Sie schämen sich für Kinder gehalten zu werden und die Ehre eines ganz geschornen Kopfes verleitet sie, die größten Gefahren zu bestehen.

Die Nation hat für Greise eben so viel Ehrfurcht als für die Gesetzausleger. Sie stehen bey ihr in gleich großer Achtung, sie mögen nun zu einem Volksstamme gehören, zu welchem sie wollen, und Vermögen besitzen

oder arm seyn. Diese Achtung geht so weit, daß bey entstehendem Streite die Parteyen ihre Sache vor ihnen führen. Das Oberhaupt der Horde ist immer der gebohrne Richter solcher Zwistigkeiten. Da er aber oft noch jung, oder selbst der Urheber derselben ist, so entscheiden alsdann die Greise. Ihr Ausspruch ist unwiderruflich und der Verurtheilte hat auf der Stelle die verdiente Strafe auszuhalten oder zu erlegen. Inzwischen richten sie nur in Sachen, die nicht das Leben angehen. Bey den letztern erlauben sie sich nicht, ein Endurtheil zu fällen, sondern es versammeln sich die Oberhäupter der verschiedenen Horden und ziehen die Greise dabey zu Rathe. Man entscheidet und die Sentenz wird sogleich vollzogen.

Es ist nicht zu läugnen, daß diese Gattung von Rechtshändeln selten vorkömmt, denn der Diebstahl wird nur mit dem Wiederersatz bestraft und oft sogar geduldet.

Bestiehlt ein Mougeare einen andern von seiner Familie und wird er auf frischer That ertappt, so bekömmt er Stockschläge und muß das Gestohlne ersetzen. Sieht man den Diebstahl nicht, so wird er auch nicht dafür bestraft,

straft, selbst dann nicht, wenn er als Urheber desselben bekannt wird.

Bey Tag ist der Diebstahl ein Verbrechen, hingegen bey Nacht erlaubt. Daher kömmt es, daß die Weiber und Kinder alles, was geraubt werden kann, des Nachts mit der größten Sorgfalt in das Zelt bringen.

Wenn sie ein Nachbar oder Freund besucht, so umringen sie ihn und geben auf alle seine Bewegungen Acht. Die Schwürigkeit ungesehen zu stehlen und die geringe Anzahl der stehlbaren Sachen erschweren die Ausführung eines solchen Vorhabens sehr.

Wenn einer einen Andern tödtet und die Verwandten des Getödteten verfolgen ihn, um ihm gleiches mit gleichem zu vergelten, so weicht er diesem Schicksale dadurch aus, daß er in das Zelt desjenigen, dem er das Leben nahm, sich flüchtet. Hier wagen es die, welche über den Todtschlag am meisten aufgebracht sind, nicht, ihn anzugreifen, und er gewinnt dadurch Zeit seine Sache gerichtlich zu führen. Es fehlt ihm dann selten an einem Mittel, ein günstiges Urtheil zu bewirken. Flüchtet er sich hingegen in das Zelt eines Andern, so verfolgt man ihn dahin, aber in diesem Falle vertheidigen ihn die

Eigenthümer des Zeltes und es wird ihm dadurch nicht schwer, der Ahndung der Beleidigten ebenfalls auszuweichen.

Gewohnt, bloß von Milch und dem Getraid zu leben, das sie von den benachbarten Nationen beziehen, beschäftigen sich die Mougearen ausschließlich mit der Viehzucht. Sie bauen keinen einzigen Strich Landes an, ungeachtet man in der Wüste oft herrliche Ebenen antrift, die, wenn man sie bebaute, alle Lebensbedürfnisse erzeugen würden. Frugal und faul beschäftigen sie sich nur mit dem gegenwärtigen Augenblick, bereiten sich nie mehr Nahrung, als sie zu einer Mahlzeit bedürfen und denken erst an dieses Geschäft, wann sie sich hungrig fühlen. Es fehlt ihnen oft an Vorrath und alsdann müssen sie sich mit Milch begnügen, die ihnen glücklicher Weise nie mangelt.

Während sich die Weiber in den Zelten mit ihren Arbeiten beschäftigen oder sonst die Zeit vertreiben, führen die vom Unterricht zurückkommenden Kinder und Negersclaven die Heerden auf die Weide. Dahin gehen sie gewöhnlich zwischen neun und zehn Uhr Morgens und erst zu Abends kommen sie zurück. Die Kinder vergessen nicht Mundvorrath mit sich

sich zu nehmen und die Weiber würden Schläge bekommen, wenn sie nicht dafür sorgten.

Was die Neger anbelangt, so machen sie sich nüchtern auf den Weg, freylich finden sie, so wild auch die Gegend ist, doch immer Trüffeln, kleine rothe Früchte, Wurzeln und wilde Kräuter, die sie ohne Widerwillen verzehren.

Die Männer gehen in die Versammlungen und auf die Märkte, um sich die Bedürfnisse für ihre Oekonomie zu verschaffen. Auch auf die Jagd gehen sie. Die Straußjagd ist ihnen die liebste, weil sie für sie die einträglichste ist. Hiezu haben sie aber Pferde nöthig. Nur berittene Personen können sie unternehmen. Es versammeln sich zehn oder zwölf, auch mehr oder weniger. Sie reiten gegen den Wind und postiren sich in Entfernungen von ungefähr einer Viertelstunde. Wann sie einen Strauß wahrnehmen, so jagen sie ihn auf. Er kann von seinen Flügeln gegen den Wind keinen Gebrauch machen, kehrt schnell zurück und entkömmt dem ersten Jäger leicht. Rettet ihn seine Behendigkeit auch vor dem zweyten und dem dritten so wird es ihm doch schwer, den übrigen auszuweichen. Ein zwey Fuß langer Stock wird ihm

geschickt an den Hals geworfen, alsdann bestrebt man sich, ihn zu tödten und theilt sich in die gemachte Beute. Jeder geht mit seiner Portion nach Hause und thut sich sammt seiner Familie mit derselben etwas zu gut. Die Federn werden sorgfältig aufgehoben. Man verkauft sie zu verschiedenen Preisen auf den Märkten oder am Senegalfluß.

Ueber Theilungen gibt es nie Zank. Haben sie irgend eine Beute, es sey nun vom Feind oder auf der Jagd, oder im Handel gemacht, oder sie haben etwas gemeinschaftlich unternommen, so machen sie so viele Portionen, als Personen sind, die auf einen Theil Anspruch machen. Jeder legt ein ihm eigenthümliches Geräthe, z. B. eine Pfeife, ein kleines Messer rc. in die Ecke eines Korbes. Man schüttelt alle diese Dinge durcheinander und die erste beste Person zieht sie nach und nach heraus und legt das Herausgezogene auf einen Theil. Jeder nimmt nun den Theil, auf welchem die ihm zugehörige Sache liegt. Vermittelst einer so einfachen Methode vermeiden sie alle Zwistigkeiten.

Ihre Kleidung ist sehr simpel. Viele gehen nackt und bedürfen in einem brennenden

Erdstriche keiner Bedeckung. Gewöhnlich haben sie nur ein Hemd von dunkelblauen Indischen Guineen an. Können sie sich keine von Guineen anschaffen, so tragen sie Hemden von Wolle. Sie haben überdies eine Art wollener Decke, die vier und ein halbe bis fünf Ellen lang und fünf viertel Ellen breit ist, ingleichen einen sehr schwerfälligen aus Ziegenhaaren verfertigten Mantel; hievon machen sie nur auf dem Felde gegen Regen und Thau Gebrauch. Den Kopf wickeln sie sich in ein Stück Leinwand oder andern Zeug turbanförmig.

Weil sie keine Handwerker unter sich haben, so verschaffen sie sich diese Fabrikate durch den Caravanenhandel in Biledulgerid oder von den Trassarts, die ein an dem nördlichen Ufer des Niger wohnender Volksstamm ihrer Nation sind. Sie tauschen sie für Vieh, Kameelhaare, Strausfedern ꝛc. ein. Wer nur sein nothdürftiges Auskommen hat, entbehrt jener Kleidungsstücke und bedient sich dafür der Ziegenhäute, die zusammengenäht werden und zu gleicher Zeit gegen die rauhe Jahrszeit schützen. An der Seite tragen sie immer einen kleinen ledernen Sack, worein sie Geld, Zunder, Tabakspfeife, Feuerstahl

und Tabak thun. Sie haben prächtige Dolche, deren Griff schwarz und mit Elfenbein eingelegt ist. Die Scheide ist auf einer Seite von Kupfer und auf der andern von Silber und das Ganze sehr niedlich gearbeitet.

Die Reuter führen Säbel, wenn sie sich dergleichen verschaffen können. Sie geben den auf Spanische Art verfertigten den Vorzug. Ihre Feuergewehre sind immer gut verziert und unterhalten. Der Anschlag derselben ist sehr klein und auf allen Seiten mit Elfenbein besetzt. Der Lauf ist mit Platten von Kupfer oder Silber belegt, je nachdem der Besitzer es im Vermögen hat. Ihre Dolche haben die Form eines Flammländischen Couteau und hat eine kupferne Scheide. Sie bewaffnen sich auch mit einem Stock, an dessen Spitze ein eiserner Stachel angebracht ist. Er ist das mörderischste ihrer Waffen. Einige haben auch Lanzen in Form einer Hellebarte. Mit einem Worte, der größte Reichthum eines Privatmanns besteht in einem schönen Feuergewehr und Dolch. Sie ziehen diese beyden Stücke den Kleidern vor und halten sie für die aller ersten Meubeln. Die Feuergewehre werden beständig in

in einem eigens dazu verfertigten ledernen Sacke vor dem Rost und jedem Verderben aufbewahrt.

Da sie insgesammt Hirten sind und eine herumirrende Lebensart führen, so verstehen sie sich auf kein anderes Handwerk, als aufs Zeltaufschlagen. Es gibt hingegen unter ihnen herumziehende Professionisten, die ihren Mangel an Industrie ersetzen. Es sind Hufschmiede, Schlosser, oder Goldarbeiter. Sie kommen aus dem Biledulgerid und verbreiten sich durch ganz Sahara überallhin, wo nur eine Hütte ist. Sie finden immer Beschäftigung, haben während ihrer Anwesenheit die Kost und werden für ihre Arbeiten noch außerdem bezahlt. Sie machen für die Weiber Bijour z. B. Ohrenringe, Hacken u. s. w. Sie flicken die Schüsseln und bessern die Gewehre aus. Man bezahlt sie gewöhnlich mit Häuten oder Haaren von Kameelen und Ziegen, oder auch in Silber. Letzteres ist unter den Mougearen in keinem Umlauf, daher es bloß zum Schmuck für die Weiber angewendet wird. Die Professionisten erhalten zum Lohn für ihre Arbeit den zehnten Theil am Gewicht von diesen Materien. Wenn sie nach Hause zurückkommen, verkaufen sie ihr Vieh und ihre übrigen Sachen.

Sie bedürfen höchstens fünf bis sechs solcher Reisen um so viel zu erwerben, daß sie nicht mehr ihr Vaterland verlassen dürfen und gemächlich leben können.

Jede Familie hat ihr Oberhaupt. Es ist gewöhnlich der Aelteste. Sie sind theils mehr, theils minder zahlreich. Man findet einige, die 120 bis 150 Haushaltungen ausmachen. In diesem Falle bestehen sie aus zwey verschiedenen Abtheilungen. Das Oberhaupt, welches den Nahmen Rei führt, hat die Aufsicht über alles Vieh, über die Zelten und schlichtet gemeinsam mit den Greisen die vorfallenden Streitigkeiten.

Kann die ganze Familie nicht an einem und eben demselben Orte campiren, so gibt das Oberhaupt die verschiedenen Stellen an, auf welchen die Zelten aufgeschlagen werden sollen und in diesem Falle sondern sich die einzelnen Oeconomien dieser Familie von einander ab. Die nächsten Verwandten bleiben beysammen und die Aeltesten werden die Häupter solcher Unterabtheilungen. Manchmahl trift man nur zehn bis zwölf Zelten an Einem Orte an, manchmahl auch, jedoch selten, nur drey und drey, doch so wenige

nur

nur in den Gegenden der Wüste, wo sich fliegender Sand befindet.

Das allgemeine Oberhaupt wählt zum Campiren immer den schicklichsten Ort, und wann der Boden für das Vieh keine hinreichende Weide mehr liefert, so sucht er eine andere Gegend aus. Sein Zelt stehet allezeit in der Mitte der übrigen. Gewöhnlich ist es viel größer und höher. Stehen die Zelten in abgesonderten Gruppen, so stellt er das Seinige im Mittelpunkte derselben auf.

Bey der Veränderung des Wohnortes haben die Weiber die ganze Besorgung. Sie nehmen des Morgens die Zelten ab und beladen die Kameele damit. Dies ist um so billiger, da die Männer, indeß die Negersclaven die Heerde treiben, zur Erhaltung guter Ordnung und Sicherung ihres Eigenthums sich in der Gegend herum zerstreuen müssen. Die einen marschiren als Observationskorps voran, andere bedecken die Heerden und Bagage und der Rest schließt den Zug. Wenn ein Schaf, eine Ziege oder ein Kameel von dem Wege abkömmt, so treffen sie es auf diese Art immer an und geben es dem Eigenthümer zurück.

Gewöhnlich dauert der Marsch nur drey bis vier Tage. Bisweilen geschieht es, daß man sich in dem Lagerplatze irrt und daß, einige Zeit vorher, andere Familien schon darauf campirt haben. Alsdann ist hier die Weide nicht hinreichend und man siehet sich genöthiget seinen Weg weiter fortzusetzen und eine bessere Gegend aufzusuchen. Eine gleiche Maasregel ist in der Jahrzeit nöthig, in welcher das Wasser zu mangeln anfängt. In der Gegend von Sahara ist beynahe kein Fleck, wo es Wasser gibt, daher suchen die Eingebohrnen vermittelst großer Löcher und Bergabhänge, mit der größten Sorgfalt das Wasser zu sammeln und aufzubewahren, das binnen drey Monathen des Jahrs in reichem Maase herabregnet. So schlecht auch dieses Wasser, besonders zur Spätzeit ist, so dient es doch Menschen und Vieh zum Getränk. Ochsen und Kühe hat man in diesem Theile der Wüste nicht. Der Wassermangel ist ohne Zweifel Ursache daran, denn an hinlänglichen Weiden fehlt es nicht.

Die Heerden bestehen hier aus Schafen, Ziegen und Kameelen, lauter Thierarten die den Durst leicht ertragen können. Pferde gibt es sehr wenige. Nur die Eigenthümer

der größten Heerden haben deren einige. Man gibt ihnen Milch zu trinken, wenn es an Wasser mangelt. Der Kameelurin ist auch noch ein Hülfsmittel gegen den Durst. Man vermischt ihn mit Milch und, wiewohl dieses einen höchst unangenehmen Trank macht, so bedient man sich dessen doch im Nothfalle.

Bey diesem Volke, wie bey dem benachbarten, wird ein Araber auf dem Weg nach dem Markt oder auf seiner Rückkehr ganz unfehlbar angegriffen, wenn er seine Reise nicht sorgfältig geheim hält. Diejenigen, die davon Nachricht bekommen, wollen von seiner Industrie Vortheil ziehen. Sie lauern zu diesem Ende gewöhnlich bey hereinbrechender Nacht auf ihn und dann kömmt es darauf an, wer sein Leben davonbringt. Die Räuber wollen den zu beraubenden nicht tödten — Zufrieden mit seinen Waffen und demjenigen, was er bey sich hat, lassen sie ihn gerne nach seiner Hütte gehen, allein der Reisende kennt die Sitte seines Landes und ist daher immer gut bewaffnet. Stets auf der Hut gibt er bey der ersten Bewegung derer, die ihm verdächtig scheinen, Feuer und schlägt sich alsdann mit dem Dolch, oder Säbel in der Hand muthig herum. Der Knall seines Feuer-

gewehres führt die in den Ebenen zerstreuten benachbarten Araber herbey. Sie eilen nach dem Orte, von welchem der Schuß herkam und wehe den Angreifenden, wenn sie sich nicht durch eine schleunige Flucht schon gerettet haben. Bleibt einer auf dem Platze, so wird nichts daraus gemacht. Die Familien nehmen an dergleichen Todschlägen keinen Antheil; es mag nun der Angreifende oder der Angegriffene sein Leben verlohren haben. Der Getödtete wird immer für den angreifenden Theil geachtet und auf diese Art hat aller Streit ein Ende.

Die Mougearen sind Hirten und Krieger zugleich und es gibt keinen andern Stand unter ihnen.

Jeder waffenfähige Mann ist Soldat. Während der Zeit einer Expedition ernährt, equipirt und unterhält er sich auf seine eigene Kosten und gehorcht seinen Befehlshabern blindlings. Letztere werden gewöhnlich aus den Familienhäuptern, manchmahl aus solchen, gewählt, die sich ausgezeichnet haben und deren Tapferkeit und Einsichten bekannt sind. Sobald die Expedition geendiget ist, hört die Macht des Befehlhabers wieder auf. Er tritt in die Klasse eines gemeinen Eingebohr-

bohrnen zurück, doch steht er, wenn er glücklich war, in grösserer Achtung, als seine übrigen Landesleute. Hingegen ist die Ehre, die man ihm erzeigt, nur persönlich und hat auf seine Familie keinen Bezug. Man nimmt nur in soferne Rücksicht auf ihn, als er dem Vaterlande mehr oder weniger Dienste geleistet hat.

Kriege sind nicht sehr häufig. Ein armes Volk, das wenig Ehrgeitz besitzt und sich der Waffen nur bedienet um sich in dem elendesten Lande der Welt zu vertheidigen und zu erhalten, ist zuverläßig in keiner großen Gefahr. Muß es sich auf den Atlas oder auf die benachbarten Gebirge vor den Ueberschwemmungen flüchten, so zieht es miteinander und in guter Ordnung. Sclaven und Weiber befinden sich bey den Heerden. Die Männer sind unter den Waffen und die Berittenen recognosciren. Sobald die letztern etwas wahrnehmen, macht die ganze Caravane Halt und zum Gefecht sich bereit. Dieses ist nie blutig. Sind die Angreifenden stärker, so begnügen sie sich, die Heerden, die Bagage und die hübschesten Weiber wegzunehmen. Halten sie sich hingegen für

schwächer, so kömmt es, da sie alle gut beritten sind, nicht zum Handgemeng sondern sie ziehen sich zurück und werden in ihrem Rückzuge nicht gestört.

Zur Nachtszeit campirt man und stellt zur Vermeidung eines Ueberfalls bey den vordern Zelten Wachen aus, die sich sehr häufig einander zurufen, damit die ihrigen wissen, daß sie auf guter Hut sind. Diese Methode hat viele Inconvenienzen. Da aber ihre Feinde sich derselben ebenfalls bedienen, so sind sie wechselseitig und beyde Theile haben Zeit, sich zum Gefecht gefaßt zu machen.

Diejenigen Einwohner, welche von Mecca zurückzukommen das Glück haben, genießen der größten Vorzüge. Man betrachtet sie als Gesetzausleger und legt ihnen den Nahmen Sidy, d. h. Herr, bey. Ihre Meinung wird bey Berathungen befolgt. Sie nehmen mit den Oberhäuptern Theil am Commando; sie haben keinen andern unterscheidenden Nahmen als den bey ihrer Geburt empfangenen Familiennahmen. Sehr häufig geschieht es, daß mehrere den nähmlichen Nahmen führen, in diesem Falle setzt man auch noch den ihres Vaters hinzu. Dieser Gebrauch ist in der ganzen Barbarey all=

allgemein. Selbst der regierende Kaiser von Marocco wird auf diese Art bezeichnet. Sein Geburtsnahme ist Mahomed; weil aber viele Personen in seinen Staaten eben so heißen, so hat man ihn Ben-Abdella auch noch beygeleget, welches so viel bedeutet als: der Sohn des Abdella. Der Maur, der mich zu Glairy kaufte, um mir meine Freyheit zu verschaffen, nannte sich ebenfalls Mahomed. Zum Unterschied hieß man ihn von seinem Vater Ben-Tahar, d. h. Sohn Tahar.

Wenn einer aus Mecca zurückkömmt, oder wenn man eine gute Jagd gehabt, oder einen glücklichen Fang gemacht hat, so wird ein Freudenfest gegeben. Dieß geschieht auch, wenn die Zelten zur größern Bequemlichkeit für das Vieh gruppenweis abgesondert werden. Männer und Jünglinge versammeln sich mit dem Untergang der Sonne auf einem Hügel, von welchem jeder nach seinem Wohnorte zurückkehren kann. Hier machen sie verschiedene Leibesübungen, welche eine besondere Gewandtheit oder Stärke erheischen, oder sie tanzen. Gewöhnlich haben sie drey oder vier Neger bey sich, die sie mit ihrer wilden Musik zur Freude aufmuntern. Auf solche Art vertreiben sie sich bis gegen Mitternacht die

Zeit, wo sie alsdann zur Ruhe nach Haus kehren. Am Freytage, der ihr großer Bethtag ist, divertiren sie sich den ganzen Tag. Verschiedene Familien versammeln sich. Man stellt Pferderennen an, man übt sich in den Waffen und jeder trägt seine Geschicklichkeit zur Schau. Bey solchen Versammlungen lernt man die am meisten versprechenden jungen Leute kennen; sie ziehen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und die erfahrensten von ihnen werden in vorkommenden Fällen zu Wächtern für die allgemeine Sicherheit ausersehen.

Da die Kenntnisse, Bedürfnisse und Gesetze dieser Nation sehr unbedeutend sind, so darf man sich nicht wundern, daß sich die Kinder mit den Männern unterhalten, wie die Männer selbst. Mit Leichtigkeit sieht man sie eine ganze Unterredung führen. Ein ankommender Fremder plaudert mit der ersten besten Person, die ihm begegnet. Dies zutrauliche Wesen und die Gewohnheit mit jedermann zu sprechen, benimmt den Kindern jene so übel angebrachte Schüchternheit, die man immer unter den civilisirtesten Nationen findet.

Der Reichthum dieses Hirtenvolkes besteht einzig und allein in der Zahl und Beschaffenheit seiner Heerden, daher läßt es zu deren Erhaltung nichts außer Acht. Wird ein Thier krank, so pflegt man es auf das sorgfältigste und tödtet es nicht eher, als bis man sieht, alle Hülfe sey vergebens. Alsdann wird es geschlachtet. Diese wiewohl ungesunde Speise gibt einen Festtag. Man ladet seine Nachbarn zur Mahlzeit ein. Ist hingegen ein Thier krepirt, so wird es nicht angerührt und für unrein angesehen. Auch muß derjenige, der es tödtet, Sorge tragen, daß er sich dabey gegen Aufgang der Sonne wende und während des Schlachtens die ersten Worte des allgemeinen Gebeths ausspreche.

Eine Ziege, oder ein Schaf, so von einem Eber getödtet worden ist, oder an einer von demselben empfangenen Wunde stirbt, wird für unrein geachtet und nicht berührt. Ich brauche nicht zu sagen, daß diese Nation kein Raubthier ißt. Man sucht sie soviel als möglich auszurotten, sie sind aber so zahlreich, daß sie die größten Verwüstungen anrichten.

Die Weiber stehen bey den Mougearen in einem weit größern Ansehen, als bey irgend einem benachbarten Volke. Inzwischen leben sie doch in einer Art von Unterwürfigkeit, die an Sclaverey gränzt. Ihre gewöhnliche Beschäftigung besteht im Kameel- und Ziegenhaarspinnen, Zeltenmachen, Butterausrühren und dem nöthigen Holzlesen. Wenn die Stunde der Mahlzeit kömmt (es wird nur einmahl nach der Rückkehr der Heerden und wenn diese in Ordnung sind, gegessen) tragen die Weiber den Männern die Speisen auf. Männer, freygebohrne Kinder, oder Sclaven essen miteinander. Was übrig bleibt, verzehren neben ihnen die Weiber und Sclavinnen. Man darf mehrere Weiber haben: doch hat selten ein Mann mehr als Eine Gattinn. Die Männer haben die Freyheit, ihre Weiber nach Gefallen zu verstoßen und dieß geschieht immer, wenn sie ihnen keine Knaben gebähren; inzwischen stehet es auch in der Willkühr des Weibes, sich an einen andern Mann zu hängen und mit ihm zu leben. Ist ein Weib so glücklich, einen oder mehrere Söhne gebohren und auferzogen zu haben, alsdann wird sie von ihrem Manne über allen Ausdruck geachtet und verehrt. Sie

genießt im Zelte eines gränzenlosen Ansehens. Wenn sie arbeitet, geschieht es blos aus Neigung, denn die Negersclavinnen müssen für sie arbeiten. Sie hat weiter nichts zu thun, als nach ihrem Belieben zu schlafen, zu plaudern oder zu tanzen. Stattet eine ihrer Verwandtinnen einen Besuch bey ihr ab, so empfängt sie sie sehr gut. Die Ehre, die sie ihrer Verwandtin erweiset, bestehet darinnen, daß sie sich von derselben ihr Hauswesen besorgen läßt. Die Neuangekommene versieht die Wirthschaft, kocht, rührt die Milch aus und ist unaufhörlich beschäftigt, indeß die Frau vom Hause müßig zusieht und sie von verschiedenen Familien- oder Nationalangelegenheiten unterhält. Der Grad der Ehre, den man einer Besuchenden erweiset, wird nach der mehrern oder mindern Arbeit, die man von ihr verrichten läßt, abgemessen. Die angekommene kocht gewöhnlich noch einmahl so viel, als sonst gekocht wird. Daher ladet der Araber immer verschiedene von seinem Nachbarn zur Theilnahme an dem Feste ein. Ungeachtet der guten Aufnahme, die die Besuchende findet, speiset sie doch nicht mit dem Araber, auch wenn sie seine Schwester ist. Sie ißt

mit

mit den Weibern, wann der Herr und seine Familie gespeißt haben. Eine Frau bringt ihrem Manne kein Heirathsgut zu. Er wählt sich unter den Mädchens dasjenige aus, so ihm am besten gefällt. Er verlangt es vom Vater ohne alle Formalitä-t:n und dieser gibt nie eine abschlägige Antwort, es müßte dann der Anwerber etwas gethan haben, das den Sitten und Gebräuchen der Nation entgegen wäre. Die bewilligte Tochter wird von ihren Verwandten in das Zelt ihres Bräutigams geführt. Man hält dabey allezeit ein großes Gastmahl. Der Vater empfängt immer Geschenke von seinem Schwiegersohne; ist aber der letztere arm und der ersterer reich, so findet der Neuverheirathete in der Familie seiner Gattin alle mögliche Unterstützung; im entgegengesetzten Falle ernähret der Sohn bloß seinen Schwiegervater in seiner Wohnung; man läßt ihn nach seinem Gefallen, wie vor seiner Verheirathung, leben.

Wenn es einer Frau nicht mehr bey ihrem Manne gefällt, so kann sie ihn verlassen und braucht keine andere Formalität dazu, als daß sie sich zu ihren Verwandten begibt. Liebt der Mann seine Frau, so sucht er sie auf; be-

beharrt sie in ihrem Entschlusse, nicht mehr zu ihm zurückzukehren, so steht es ihr frey und sie kann sich nach Gefallen mit einem Andern verheirathen. Hat sie hingegen ein Kind gehabt und insonderheit einen Knaben, so kann sie es nicht thun. Ein mehr als achttägiger Aufenthalt bey ihren Verwandten würde mit dem Tode bestraft werden. Wenn ein Mann seine Frau schlägt, so ist es der sicherste Beweis, daß er sie liebt, hochachtet und sich nicht von ihr trennen will; behandelt er sie aber nur mit Vorwürfen, so hält sie sich für verachtet und geht unfehlbar zu ihren Verwandten zurück. Dieser Sitte ist es zuzuschreiben, daß die Weiber bey den unbedeutendsten Streitigkeiten die derbsten Stockschläge bekommen und daß diese das zuverläßigste Merkmahl einer glücklichen Ehe sind. Die Weiber ertragen dergleichen Prügel weit lieber, als daß sie sich bey ihren Verwandten verklagen ließen. So bald sie einmahl verheirathet sind, wollen sie unabhängig leben. Sie ziehen daher Schläge den Demüthigungen und der Verachtung vor, die sie von ihren Familien zu gewarten hätten, wenn sie ihre Männer bey ihnen verklagten.

Das gewöhnliche Geschenk eines Mannes besteht darinnen, daß er seine Frau gut kleidet, ihr Schnüre von Bernstein, silberne Ohrenringe und Hacken schenkt, damit verbindet er oft, und besonders wann er reich ist, ein kleines Behältniß mit Schachteln, Spiegeln, Kämmen, Scheeren und andern Kleinigkeiten, die bey diesem Volke in einem sehr großen Werthe stehen.

Die Weiber pflegen sich hier zu Lande zu frisiren und aus ihren Haaren eine Krone auf dem Kopf zu machen. Sie pudern sich die Haare mit einer rothen Farbe und beschmieren sie gegen die Mücken mit Butter. Da Männer und Weiber beständig wollene Kleider tragen und nur einen einzigen solchen Anzug haben, den sie aus Mangel an Wasser nicht waschen können, so ist sich nicht zu verwundern, daß sie beständig mit Mücken bedeckt sind. Um sich nun vot den beschwerlichen Stichen dieser Thiere zu bewahren, pflegen sie sich sehr sorgfältig alle Theile des Körpers mit Butter oder dem ranzigsten Fett, das sie nur auftreiben können, zu beschmieren, was ihnen und besonders den Negerinnen, die von Natur stinken, einen unerträglichen Geruch gibt,

an den man sich allein, durch einen langen Umgang mit ihnen gewöhnen kann.

Die Medizin ist bey diesem Volke eine fast ganz unbekannte Sache. Die Priester sind die einzigen Besitzer der Geheimnisse dieser großen Kunst. Inzwischen wird man hier zu Lande alt und fast nie krank. Die Hauptmittel gegen innerliche Krankheiten bestehen in Diät und Ruhe. Wo sich eine Inflammation zeigt, gibt man viele Erfrischungen. Kann der Kranke essen, so spart man nichts an seiner Kost und ist überzeugt er nehme nichts zu sich, was er nicht zu verdauen im Stande sey. Das von den brennenden Sonnenstrahlen verursachte Kopfweh wird damit geheilt, daß man den Kopf so viel als möglich zusammenschnürt und auf der Stirn oberhalb der Nase aus der Ader läßt. Bey Wunden bedient man sich des Feuers. Ein Dolchstich oder der Biß eines giftigen Thieres wird gesengt und auf diese Art geheilt. Man macht Messerklingen glühend und stößt sie in die Wunde, die hernach vermittelst einer Salbe von Theer und Schildkrötenöl sehr leicht heilt. Sie überschmieren die Wunde mit diesem Oel, verbinden sie

mit gewissen Kräutern, und die Genesung erfolgt schnell.

Das vom Thau verursachte Augenweh wird ebenfalls in kurzer Zeit geheilt. Man legt auf das vom Thau kranke Auge ein Pulver von Schlangenhaut und verbindet es mit einer eben solchen Haut. Daher werden die Häute, die die Schlangen bey dem Mondswechsel ablegen, äußerst sorgfältig gesammelt.

Wenn ein Hausvater, es sey nun an einer Krankheit, oder an einem Unfalle stirbt, so bemächtigt sich das erste beste seiner Kinder, so seinen Tod zuerst erfährt, all desjenigen, so es im väterlichen Zelte antrift. Es eignet sich alles zu und die übrigen entfernten oder von diesem Todesfalle zu spät benachrichtigten Kinder haben nichts als das Vieh und die Sclaven mit demselben zu theilen. Die Mutter und ihre Töchter, wenn diese nicht verheirathet sind, ziehen sich zur ältesten. Hinterläßt hingegen der Verstorbene seine Kinder in unmündigen Alter, so bemächtigt sich der nächste Verwandte der ganzen Erbschaft und ernährt dafür die ganze Familie. Er ist aber verbunden, den Söhnen über das vorgefundene Vermögen Rechnung

ab-

abzulegen. Die Frau bleibt gemeiniglich Wittwe und beweiset dadurch ihre Anhänglichkeit für ihren Gatten. Da sie in ihren religiösen Meinungen von den übrigen Mahomedanern abweichen, so glauben sie an die Unsterblichkeit der Seele und daß diejenigen, die sich mit ihren Männern nicht gut vertragen, der ewigen Glückseligkeit beraubt, beständig ihre Sclavinnen seyn müssen.

Fast jeder Einwohner dieses Landes hat Negersclaven. Man gebraucht sie als Viehhirten. Ungeachtet sie von ihrem Vaterlande nicht sehr entfernt sind, sieht man sie dennoch selten desertiren, denn ihre Sclaverey ist sehr sanft und sie werden, wie ihre Herren, verköstiget und gekleidet. Man gibt sie nie den Gefahren des Krieges Preis. Sie können sich sogar verheirathen, aber ihre Gattinnen sind nicht so glücklich. Die ganze Last des Hauswesens liegt auf ihnen und sie werden von den Arabischen Weibern und den Arabern selbst, sehr hart behandelt. Ihre Kinder werden Sclaven, wie sie. Man gebraucht sie zu allem.

In ihrer Kindheit gehen die jungen Neger in die öffentlichen Schulen, wie die klei-

nen Araber und nehmen an allen Vergnügungen der Letztern Antheil. Sie werden jedoch nicht so gehalten, wie diese, denn bey dem geringsten Versehen züchtiget man sie strenge. Dies Volk, das eine so blinde Nachsicht gegen seine eigene Kinder hat, weil es bey ihnen nicht genug Urtheilskraft voraussetzt, kennt keine Rücksicht für Negerkinder und behandelt sie mit einer beyspiellosen Brutalität. Wann eine Negerin einem Mougearen einen Sohn gebiehrt, so wird dieser für einen Mougearen angesehen, genießt der Rechte und der Erziehung eines Solchen, aber seine Mutter bleibt Sclavinn, wiewohl sie nunmehr geachtet ist.

Leidet ein Französisches oder Englisches Fahrzeug an den Küsten Schiffbruch, so wird die ganze Mannschaft zu Gefangenen gemacht. Die Mauren bemächtigten sich der ganzen Schiffsladung. Diese — sagen sie — wäre ein Gut, das ihnen der Himmel zuschickte. Gleicher Meinung sind überhaupt alle Muselmänner. Nur Franzosen und Engländer werden zu Sclaven gemacht. Personen von andern Nationen ermordet man. Sie kennen die Franzosen und Engländer aus

dem

dem Handel theils vom Flusse Senegal oder von Portantic, theils von den Maroccanischen Staaten her. Die übrigen Christen vermengen sie mit den Spaniern, gegen die sie einen unversöhnlichen und gerechten Haß haben, denn die Einwohner der Canarischen Inseln landen von Zeit zu Zeit auf diesen Küsten und nehmen alle Mauren, die ihnen begegnen, weg. Diejenigen, die sich mit der Flucht retten, vergessen solche Räubereyen nicht und rächen sich dafür nach Zeit und Umständen.

Ein Christensclave wird nicht immer zu harten Arbeiten gebraucht, besonders, wenn man sich verspricht, ein gutes Lösegeld für ihn zu erhalten, alsdann schont man ihn *). Man gibt ihm eine andere Kost von dem Tische des Hausherrn. Weder die Weiber

*) Jene Araber, welche die von den Städten entlegentsten Wüsten bewohnen, gebrauchen ihre Sclaven zu den härtesten Arbeiten, denn sie haben keine Hoffnung, sie verhandeln zu können. Hingegen die näher wohnenden schonen sie außerordentlich, um ein starkes Lösegeld dafür zu bekommen. Ich hatte zwey Gebiether der letztern Art.

noch die Negersclaven rühren etwas davon an. Die einen wie die andern treiben ihre Bedenklichkeit so weit, daß sie es nicht wagen, sich der elenden ihm angewiesenen Schüssel zu bedienen.

Wenn sich unter der Equipage ein Kind befindet, so wird es wie ein eingebohrnes behandelt und geachtet. Es hat seinen freyen Willen und ein Mann, der das Unglück hatte, dasselbe zu schlagen, würde, wenn er auch dessen Herr wäre, hart dafür bestraft werden.

Der Boden ist unbebaut und wüste. Man trifft fast nirgends Bäume an. Er ist überall mit Gesträuch überwachsen. Dort und da sieht man zwar einige Dattel- und Palmbäume, aber sie sind außerordentlich selten. Man findet sehr schöne Ebenen, deren Grund vortrefflich zu seyn scheint. Sie würden ohne Zweifel Hirsen- und Gerstenfrüchte tragen, wenn man sie damit anbaute, allein, man unterläßt es theils aus Faulheit, theils, weil man, wenn die Gewässer anschwellen, das angebaute Land verlassen muß und endlich auch, weil man sich vor den Verwüstungen des fliegenden Sandes fürchtet.

Der

Der Sand bildet hier hohe Gebürge, die sich oft zerstäuben. Sonderbar ists, daß sie sich in gleich weiten Entfernungen reihenweise erzeugen, als wenn sie geflissentlich so angelegt worden wären. Der Sand ist eine der größten Unbequemlichkeiten hier zu Lande. Sobald der Wind anfängt, die Luft damit anzufüllen, bricht man die Zelten unverzüglich ab und flieht dem Wind im Rücken, so lange der Sand in Bewegung ist. Ohne diese Vorsicht würde man in Einer Nacht mehr als funfzig Schuh hoch Sand über seinem Kopfe haben.

Nebst allen in Europa bekannten Thieren hat Sahara eine Menge Gazellen, Wildschweine, Löwen, Tiger, Affen und Schlangen. Man findet Vögel aller Art. Die gefährlichsten Thiere sind unstreitig die Schlangen und die Tiger. Ein Löwe thut selten Schaden, daher wird ihm selten nach dem Leben gestellt. Scorpionen, die in der ganzen Barbarey so häufig sind, trifft man in diesen Gegenden selten an. Von allen Thieren schadet das Wildschwein an meisten. Es fällt die Heerden an, weswegen die Einwohner beständig bewafnet gehen und ob sie gleich in einem immerwährenden Krieg mit ihm le-

ben, so vermindert sich, dem Anscheine nach, die Menge dieser Thiere doch nicht.

Biledulgerid.

Der Theil von Biledulgerid, den ich durchwandert habe, wird von dem unter dem Nahmen Mosselemis bekannten Volke bewohnt. Es unterscheidet sich durch seine Gebräuche und Religion von den Mauren und Wüstenbewohnern. Die Regierungsform der Mosselemis ist ganz republicanisch. Jeder von ihnen liebt die Freyheit und opfert ihr, was ihm am kostbarsten ist, gerne auf. Die Mosselemis sind religiöse Beobachter jener Constitution, die sie von den Arabern, so vor dem Propheten lebten, ererbt haben. Sie haben die Sitten, die Gebräuche und die Lehrsätze der Letztern unveränderlich beybehalten. Sie verabscheuen jede Herrschaft und Freyheit ist ihr Abgott.

Bey denen, die an den Maroccanischen Grenzen wohnen, hat sich jedoch diese Nationalgesinnung in etwas geschwächt. Das Beyspiel ihrer Nachbarn, welches ihre Landesgebräuche ändert, gewöhnt sie nach und nach an die Maroccanischen.

Wahr=

Wahrscheinlich haben die Mosselemis ihren Ursprung von den Anhängern des Moseilama, eines sehr berühmten Arabers, der ein Landsmann und Zeitgenosse des großen Propheten war; inzwischen verehren sie Mahomed doch sehr, so wie alle übrige Mahomedaner, nur glauben sie nicht, daß dieser Prophet untrüglich war, daß alle seine Nachkommen einer göttlichen Inspiration genossen haben, daß der Wille desselben Gesetz ist, und daß man, ohne Befolgung solcher abgeschmackter Ideen, kein guter Mahomedaner seyn könne.

Die Mosselemis haben in dem Theile, den das atlantische Meer benetzt, einen Strich Landes inne, der ungefähr hundert Stunden (Lieues) breit ist und über tausend Stunden sich ins Land hineinerstreckt. Der Boden ist ziemlich gut angebaut. Ihre Besitzungen sind in der an die Mauren gränzenden Gegend zwölf Stunden südlich von S. Cruz. Die mächtigsten und reichsten Personen bestehen theils aus wirklichen Arabern, theils aus Mauren, die dem Maroccanischen Reiche entflohen sind.

Die Regierungsform ist bereitsgesagtermaßen republikanisch. Sie erhalten sich in

ihrem Lande und in ihren Rechten mit vielem Muth. Sie wählen sich alle Jahre neue Oberhäupter. Von den Mauren werden sie für unüberwindlich gehalten, theils wegen der Schwierigkeit, in ihr von unfruchtbaren und steilen Bergen eingeschloßnes Land zu dringen, theils wegen des Muthes und der Hartnäckigkeit, womit sie allen Anfällen ihrer Feinde Widerstand thun. Die Mosselemis haben Gattungen von Marktflecken. Sie liegen alle auf dem Abhange der Gebirge. Die Häuser sind aus Stein und Erde gebaut, nach der Form der Maurischen, größtentheils niedrig und mit platten Dächern. Inzwischen sieht man doch auch Gebäude von drey Stockwerken. Die hier zu Land jährlich innerhalb drey Monathen fallenden großen Regengüsse untergraben diese Wohnungen beträchtlich; daher kömmt es, daß sie alle funfzehn bis zwanzig Jahre mit andern verwechselt werden müssen. Die Reichen, die Künstler und die Juden, die sich mit verschiedenen Arbeiten und dem Handel abgeben, bewohnen allein dergleichen Marktflecken. Man findet darinnen Moscheen, in welchen die Araber sich Freytags zu ihrem Gebethe zu versammeln pflegen. Wiewohl dieser Tag dem Gottesdienste gewidmet ist, so hindert

er

er sie doch nicht, an demselben zu arbeiten. Er ist ihr Hauptmarkttag. Die auf dem Lande zerstreuten Araber der nähmlichen Nation kommeu Freytags in die Marktflecken, theils um zu handeln, theils um an dem öffentlichen Unterrichte Theil zu nehmen, den die Mahomedanischen Priester an solchen Tagen geben.

Die Wüstenbewohner begeben sich zum Einkauf ihrer Lebensmittel und übrigen Bedürfnisse ebenfalls dahin. Man hat zum Verkauf der Waaren besondere Plätze. Die Leute aus dem Marktflecken haben allein eine Art kleiner Buden, worinnen sie ihre verkäuflichen Sachen auslegen; Fremde haben sie blos auf dem Platz unter freyem Himmel. Den meisten Handel treiben die Juden. Ereignen sich Zwistigkeiten, so entscheidet das Oberhaupt des Marktfleckens in Gemeinschaft mit den Greisen die Sache und gegen diesen Ausspruch findet keine Appellation statt. Die Processe werden auf der Stelle ohne Ansehen der Person und ohne Rücksicht auf die Nation, zu welcher die streitenden Partheyen gehören, beendiget.

Arbeitsamer und industriöser als ihre Nachbarn, beschäftigen sie sich mit der Cul-

tur

tur ihres Bodens. Das Oberhaupt einer jeden Familie wählt den Strich Landes, den es für den zuträglichsten hält. Man arbeitet die Erde mit einer Art von Kelle um, und alsdann wird gesäet und die Saat mit Gesträuch eingefaßt, damit die herumstreifenden Einwohner auf dem Lande wissen, es sey hier etwas angebaut, und ihre Heerden davon abhalten. Die Erndte geschieht gewöhnlich drey Monathe nach der Saat, zu Ende des März. Man schneidet das Getraid ungefähr sechs Daumen breit von der Aehre ab und macht kleine Bündel, die in Schober zusammen gelegt werden. Zu dieser Zeit arbeitet jedermann ununterbrochen vom Morgen bis an den Abend. Ist dieses geschehen, so führt man das Getraide vor das Haus oder die Haupthütte. Hier wird es auf der Stelle mit großen Prügeln gedroschen, ausgeschwungen und aufgehoben. Die an der Wurzel zurückgebliebenen Halme verbrennt man und das Feld bleibt zwey oder drey manchmahl auch mehrere Jahre brach liegen.

Die Moßelemis haben bey der Aufbewahrung des Getraides ganz die nähmliche Methode der Einwohner der Barbarey. Sie machen ein großes in die Tiefe spitzig zulaufen-

fendes Loch in die Erde, füllen es mit Holz aus und zünden dieses an, um die Grube auszutrocknen und ihr eine dauerhafte Haltbarkeit zu geben. Nach dieser Operation reinigen sie dieselbe und thun das halb ausgeschwungene Getraid hinein, worauf sie dichte Dielen übereinanderlegen und das Ganze mit Erde überdecken. Daher, daß man in Kriegszeiten die Lebensmittel nicht wegnehmen kann und der Feind oft, ohne es zu wissen, über die Vorrathskammern wegmarschirt.

Die Einwohner der Ebenen fixiren sich zur Saatzeit auf einem Platze, der sie gut dünkt, nur so lange, bis sie ihn angebaut haben. Zur Erndtezeit kömmt erst jeder wieder dahin, erkennt sein Feld und bezieht seine Früchte. Wann dieses geschehen ist, hebt man seinen auf die ebenangezeigte Weise erhaltenen Vorrath auf und gehet mit seinen Heerden dort und da hin, wobey man nur das Nothdürftigste mitnimmt.

Fängt das Getraide in den Zelten zu mangeln an, so thun die Weiber die Anzeizeige davon, alsdann machen sich einige mit ihren Cameelen auf den Weg und holen aus dem Magazin der Horde eine allgemeine Pro-

vision. Jeder bekömmt seine Portion, je nachdem er an der gemeinschaftlichen Arbeit mit mehr oder weniger Leuten Antheil genommen hat.

Die Gastfreundschaft ist unter den herumziehenden Volksstämmen allgemein. Sie beobachten dabey alle Gebräuche der Wüstenbewohner. Reisende werden überall unentgeldlich verpflegt, anders verhält sichs in den Marktflecken. Die Menge der des Einkaufswegen sich einfindenden Fremden macht, daß man von ihnen eine Bezahlung für ihre Verköstigung annimmt. Ohne diese Einrichtung würden die Bewohner der Marktflecken wegen der großen Anzahl der Personen, die sie an Markt- und allgemeinen Versammlungstägen zu ernähren hätten, in den allerdürftigsten Umständen seyn. Wenn der Araber vom Lande nicht den nähmlichen Tag wieder nach Haus zurückkehrt, so läßt man ihn auf der Terrasse des Hauses schlafen, wo er der Witterung völlig preis gegeben ist. Die Einwohner solcher kleinen Städte geben nur Personen, für die sie besondere Rücksicht haben, ein Nachtlager in ihrem Hause, z. B. Verwandten, Freunden oder Oberhäuptern einer Horde.

Die

Die Negersclaven in dergleichen Wohnungen haben auf die Zahl der Personen genaue Aufsicht, welche Speise verlangen. Man bedient sie an der Thür mit einer hinlänglichen Menge Wassers zur Löschung ihres Durstes. Gewöhnlich wird Rottenweis bezahlt. Eine ganze Familie thut sich zusammen und ißt aus der nähmlichen Schüssel. Für die Pferde hat man einen abgesonderten Hof. Da diese Thiere gewöhnlich des Tags nur einmahl gefüttert werden, so gibt man ihnen kein Futter, wenn ihre Herren nicht des Nachts über dableiben. Im letztern Falle erhält ein jedes Pferd ohngefähr drey Pfund Gerste. Man ißt in den Städten besser als auf dem Lande. In jenen hält man gewöhnlich zwey Mahlzeiten, da man hingegen auf dem Lande nur zu Abends etwas und sogar bisweilen, wie z. B. in der Wüste, nur Milch genießt. Die meisten Städtebewohner haben keine Heerden, sondern treiben eine Profession; sie sind Weber, Schuhmacher, Goldschmiede, Töpfer, Maurer; die vornehmsten Einwohner geben sich aber mit keinem solchen Gewerbe ab. Sie haben zahlreiche Hornvieh-Heerden, Kühe, Kameele, Pferde, Geflügel und überhaupt alles was

man auf unsern Landgütern antrifft. Ihre Negersclaven müssen viel arbeiten und werden hart gehalten. Diejenigen, welche als Hirten bey den Heerden gebraucht werden, sind am glücklichsten daran; dagegen haben diejenigen, welche die Hausarbeiten verrichten müssen, keine Rast noch Ruhe. Sie haben für die Unterhaltung der Gebäude und der Gärten zu sorgen, das Hauswesen mit Holz und Wasser zu versehen, den Acker zu bestellen und das Vieh zu säubern. Die Negerinnen sind den ganzen Tag mit der Zermalmung des Getraides und der Zubereitung der Speisen beschäftiget. An Markttägen ist ihre Arbeit noch größer, aber die Negerhirten finden bey ihrer Rückkehr das Essen schon zubereitet. Sie werden gut gekleidet und haben gewöhnlich für sich und ihre Familien einen kleinen besondern Wohnort.

Das Land ist hier sehr bevölkert. Es würde es noch mehr seyn, wenn es nicht mit den Kaiser von Marocco beständig Krieg zu führen hätte. Man gibt die Moßelemis für Rebellen des Kaisers aus, ungeachtet sie sich der Herrschaft desselben nie unterworfen und sich beständig unabhängig erhalten haben.

Wenn

Wenn eine Maurische Armee sich gegen sie in Marsch setzt, so werden die Einwohner von Biledulgerid immer davon benachrichtiget, denn sie haben mit den Mauren zu viel Verkehr, als daß sie nicht alles erfahren sollten, was unter ihnen vorgeht, alsdann sind sie auf ihrer Hut. Alle Landleute werden benachrichtigt, und da sie alle gut beritten sind, so machen sie fürchterliche Kavalleriekorps aus. Sie bemächtigen sich der engen Pässe und bringen alle, welche sich dahinein wagen, ohne Barmherzigkeit ums Leben.

Weiber und Gefangene verlassen unter einer zu ihrer Vertheidigung hinlänglichen Bedeckung ganz unbesorgt ihre Wohnungen und flüchten sich tiefer ins Land, manchmahl begeben sie sich sogar in die Wüste. Sie leiden um ihrer Freyheit willen die allergrößten Fatiguen, denn sie halten sie für das größte aller Güter und setzen für die Erhaltung derselben willig ihr Leben aufs Spiel.

Der Handel zwischen den maroccanischen Staaten und Sahara, in dessen Besitz sie ausschlüßlich sind, die Fruchtbarkeit ihres Landes, die Beute, die sie von ihren Feinden machen, der geringe Verlust, den sie

bey ihren Niederlagen haben, alles trägt zu ihrer Bereicherung bey; daher erhalten sie sich auch immer mit Vortheil.

Weil Biledulgerid der einzige Zufluchtsort für reiche Bewohner der Barbarey ist, die ihr Hab und Gut ungestört genießen und sich der unersättlichen Habsucht des Kaisers von Marocco entziehen wollen, so haben die Mosselemis immer Leute genug unter sich, die die Maurischen Sitten von Grundaus kennen, und das Volk vor Ueberfällen schützen. Solche Flüchtlinge können keine Verräther gegen sie machen, denn die meisten sind Leute, die der Kaiser zum Tode verurtheilte. Sie werden bey den arabischen Kriegsheeren angestellt und kämpfen immer mit vielem Muthe denn sie wollen lieber mit den Waffen in der Hand sterben, als sich fangen lassen und der Rache des Tyrannen Preiß geben.

Die Mosselemis sind reicher als irgend ein der Herrschaft des Kaisers von Marocco unterwürfiges Volk. Sie sind immer gut gekleidet und gut bewaffnet, bezahlen keine Abgaben, genießen der Früchte aller ihrer Arbeiten und ihrer Betriebsamkeit im Handel und tragen keine Staatslasten, ausgenommen zur Zeit des Krieges, der nur sehr

kurze Zeit dauert, und sich gewöhnlich mit einer Schlacht oder einem Scharmützel endigt. Alles, was ein Mosselemi sich erwerben oder rauben kann, ist sein Eigenthum. Hierinnen ist es von dem in der Barbarey allgemein eingeführten Herkommen ganz verschieden, wo der Kaiser erstlich die eine Hälfte mit Recht und dann die andere durch seine Geschicklichkeit oder Grausamkeiten an sich reißt.

Die hieher geflüchteten Mauren unterscheiden sich von den Eingebohrnen dadurch, daß die letztern immer bewaffnet sind, sie mögen nun recognosciren oder auf die Märkte oder in ihre Nationalversammlung oder zu einem freundschaftlichen Besuch gehn. Die Mauren hingegen, auch wenn sie fürstlicher Abkunft sind, tragen nur auf dem Lande und zur Kriegszeit Waffen.

Die Weiber in Biledulgerid werden nicht sklavischer gehalten als die in Sahara. Die Städterinnen befinden sich freylich in einer Art von Serail. Jeder hat so viele Weiber als er ernähren kann. Die vornehmsten darunter sind immer diejenigen, die die meisten Söhne zur Welt bringen. Ob sie gleich eine von den Männern abgesonderte Wohnung ha-

ben, so darf man doch zu ihnen kommen. Die Männer werden nicht eifersüchtig, wenn man sie besucht. Die Weiber denken hier eben so wie die in Sahara über die Unsterblichkeit und diese Begriffe sind es ohne Zweifel, die sie ihren Männern treu erhalten. Sie werden gut gekleidet, können in der Stadt umher- und sogar in den umliegenden Gegenden spazierengehn; nur bedienen sie sich bey ihren Ausgängen immer der Vorsicht, sich in einem Schleyer, der sie ganz bedeckt, zu verhüllen. Dieser Schleyer ist ihnen jedoch ziemlich unnütz, denn sie schlagen ihn zurück, so bald sie jemand begegnen, oder sie sprechen will, oder sie anredet. Sie werden, im ganzen genommen, menschlich behandelt und sind nicht so wie die Weiber in Sahara Stockschlägen unterworfen. Sie glauben, daß sie von ihren Männern geliebt werden können, ohne von ihnen geschlagen zu werden. Die Nägel und das Gesicht bemahlen sie sich mit verschiedenen Farben: z. B. roth und gelb. Ihre größte Sorge verwenden sie auf ihre Zähne und die Bemahlung der Augenlieder mit einer schwarzen Farbe. Wenn sie sich ihr Gesicht nur auf einer Seite bemahlen, alsdann haben sie mit den Männern keine Gemein-

meinschaft und um diese Zeit gehen sie selten aus.

Die Kinder werden mit der größten Sorgfalt erzogen. Man schickt sie frühzeitig in die Schule. Sie haben nicht wie in Sahara erst Proben ihrer Tapferkeit abzulegen nöthig, um für mannbar geachtet zu werden. Schon ihr Alter, ihre Geschicklichkeit, sich aufs Pferd zu schwingen und die Waffen zu führen, so wie ihre Arbeiten zur Erndtezeit u. s. w. sind dazu hinlänglich; alsdann verheirathen sie sich. Man gibt ihnen ein Heirathsgut mit, das in Kleidern, Waffen und Vieh besteht. Sie werden das, was ihnen Industrie oder die Gelegenheit, zu werden, erlauben. Wer Kenntnisse in der Religion besitzt, wird gewöhnlich Priester. Er verheirathet sich und gibt sich auch mit andern Handthierungen ab, nur steht er in größerem Ansehen und man nimmt ihn im Alter zu einem Nationalrichter. Die Priester werden, wenn sie unglücklich werden, erhalten, da hingegen die übrigen keine andere Hülfsquelle als ihren Gewerbfleiß oder die Beute haben, die sie sich auf dem Grund und Boden der Mauren, ihrer Nachbarn, zu machen erlauben,

oder die ihnen zufällt, wenn sie sich zu den Räubern der Barbarey schlagen.

Zur Zeit des Krieges wählt man, ohne Unterschied zwischen den Maurischen Flüchtlingen und den Eingebohrnen, die Oberhäupter. Verdienste entscheiden gewöhnlich bey der Wahl derselben. Ihr Ansehen dauert nur den Feldzug hindurch, aber es ist, so lange sie kommandiren, ununschränkt. Sobald die Zeit verflossen oder die Expedition geendiget ist, geben sie von ihren Handlungen den versammelten Greisen Rechenschaft und erhalten von ihnen Belohnung oder Strafe, mehr nach dem Erfolg ihres Unternehmens als nach ihrer Aufführung. Man wählt ihnen Nachfolger und jene dienen wieder unter dem Kriegsheer als bloße Privatpersonen. Ist die Gefahr dringend und ihr Verdienst allgemein anerkannt, so überträgt man ihnen das Commando noch länger, aber ihr Ansehen endigt sich auch jetzt wieder mit dem Kriege.

Die Religion der Mosselemis gestattet ein allgemeines Oberhaupt, für welches man eine der Anbetung nahe Verehrung hat. Dieser Mann ist ohne Stand, ohne Truppen und ohne Titel der Mächtigste in ganz Afrika.

Sein

Sein Ansehn ist gränzenlos. Wenn er, den Kaiser von Marocco zu bekriegen befiehlt, so geschieht es. Alsdann sind die Mosselemis, da sie sich sonst bloß vertheidigungsweise halten, der angreifende Theil und verbreiten ihre Verwüstungen ziemlich tief ins Maroccanische Reich. Ihr Krieg hört nicht eher auf, als bis ihr geistlicher Oberherr will, daß er wieder aufhöre. Dieser hat, ohne eigenthümliche Besitzungen, alles in seiner Gewalt. Jede Familie macht ihm jährlich ein Geschenk und sorgt aufs angelegendlichste dafür, ihm das Schönste und Schicklichste zu geben. Er spricht jedermann Recht und wenn ein Zwist in einer Stadt parteyisch abgeurtheilt worden ist, bringt man seine Klage bey ihm an. Er übergibt sie seinem Rathe und einige Tage nachher macht er das Endurtheil bekannt. Er fordert von Niemand etwas, aber Jedermann schätzt sich's für eine Ehre, alles, was er hat, ihm anzubiethen. Er ist in der That König, ohne den Königstitel zu führen. Seine Macht stützt sich blos auf die Liebe der Völker und der Religion. Er gibt nicht vor, von dem Propheten inspirirt zu werden und getraut sich nicht die Nation glauben zu machen: er stamme aus einer der ersten Fami-

lien der Mosselemis. Er folgt den Ideen seiner Voreltern und weiß nur zu gut, daß ihn ein anderes Betragen bey seinem Volke um den Kredit bringen würde. Er achtet allezeit den Rath der aus verschiedenen Familien genommenen weisen Männer und fällt sein Urtheil immer nach der vernünftigsten Meinung. Man darf ihn auf das Falsche aufmerksam machen und er ist nie in seinen Entscheidungen hartnäckig. Seine Herrschaft, oder eigentlicher zu reden, sein Kredit erstreckt sich über alle Mosselemis und Bewohner von Sahara. Sogar die Mauren tragen ihm oft ihre Streitigkeiten vor und er gibt ihnen, ungeachtet sie nicht von seiner Nation sind, Gehör. Der Kaiser hat es bey all seiner Macht noch nie gewagt, das Ansehen dieses Mannes zu beeinträchtigen oder die Truppen, selbst zur Kriegszeit, nach dem Wohnort desselben zu senden. Man nennt ihn Sidy, Mahmet, Moussa. Das Betragen der Araber gegen ihn ist ein unwiderleglicher Beweiß, wie unendlich größer ein aus der Liebe der Nation herfließendes Ansehen als dasjenige ist, so die Furcht, oder die Gewalt der Waffen verschafft.

Die durchs ganze Land verbreiteten Juden, halten sich nur in den Marktflecken auf und treiben keinen Ackerbau, ungeachtet es viel unbebautes Land gibt. Sie geben sich insgesammt mit dem Handel und mit Arbeiten verschiedener Art ab. Alles, was Lebensbedürfnisse sind, müssen sie kaufen. Sie werden hier zu Lande eben so übel gehalten, als in den Maroccanischen Staaten; sie sind alle Sklaven und man läßt sie nach seinem Gefallen arbeiten; nicht einmahl klagen dürfen sie. Kein Jude trägt hier Waffen. Schlägt man ihn, so muß ers geduldig leiden, denn, wenn er sich gegen einen Araber zur Wehre setzen wollte, würde man ihn mit dem Tode bestrafen, ja, seine Familie liefe Gefahr, das nähmliche Schicksal zu haben. Inzwischen haben die Juden ihre freye Religionsübung. Diese und die bey ihnen von Geschlecht auf Geschlecht sich fortpflanzende Habsucht macht, daß sie mit einer beyspiellosen Geduld alle die unwürdigen Behandlungen ertragen, die auch minder empfindliche Menschen empören würden.

Die Mosselemis suchen nicht wie die Mougearen und Mauren, ihre Nachbarn, zu Proseliten zu machen. Wenn sie einen Christen-

sklaven haben, so behandeln sie ihn menschlich. Sie lassen es ihm nicht an Nahrung fehlen und fordern keine schwere Arbeit von ihm. Dies thun sie aus Besorgniß: er möchte sonst krank werden und sterben und dann würden sie das Lösegeld, das sie für ihn zu erhalten hoffen, verliehren; und Geld ist der Abgott der Mosselemis.

Wenn ein Christ bey den Mougcaren das Gebet mit betete und sich beschneiden ließe, so würde er sich dadurch seine Freyheit verschaffen und zu dem Range eines Bürgers erheben. Die Familie, welcher er angehörte, würde ihm Vieh geben, damit er mit ihnen und wie sie leben könnte. Ein Christ der in Marocco das Gebet mitanstimmte oder in eine Moschee zu gehen das Unglück hätte, würde mit dem Tode bestraft, oder müßte ein Mahomedaner werden, aber bey den Mosselemis hat er nichts zu besorgen. Bey ihnen ist das Geld mächtiger als die Religion; man würde sich begnügen, ihn aus der Moschee gehen zu heißen, ohne ihm einen Schlag zu versetzen.

Bey den Mauren muß ein Christ, den man bey einer Frau antrifft, zur Vermeidung der Todesstrafe, Mahommedaner werden. Die

Frau wird in einen Sack gethan und ins Meer geworfen, hingegen bey den Mosselemis bestraft man die Frau und der Christ hat nichts zu befürchten. Das Geld ist immer seine Stütze.

Unter den benachbarten Nationen wird es mit dem Tode bestraft, wenn ein Christ in einem Wortwechsel seinen Herrn schlägt. Bey den Mosselemis thut man ihm deshalb nichts, oder er bekömmt höchstens einige Stockschläge. Das Lösegeld macht auch in diesem Falle seinen Entschuldiger.

Wenn ein Araber einen Juden oder einen seiner Mitbürger tödtet, so bekömmt er, wegen des Juden, bloß einen Verweiß der Familie des getödteten Arabers muß er die Summe entrichten, die die Richter aussprechen. Das Geld rettet ihn vor der gerechten Rache, die er sonst zu gewarten hätte.

Ihre Liebe zum Geld und ihre unersättliche Begierde darnach verleitet die Mosselemis oft, sich zusammen zu rotten und über die Einwohner von Sahara oder über Maroccanische Besitzungen herzufallen. Diese Geldbegierde ist um so unbegreiflicher, als sie fast gar keinen Gebrauch von ihrem Gelde machen. Sie scharren es mit der größten Sorg-

falt zusammen und entbehren oft lieber das Nothdürftigste, damit sie nur nicht das kleinste Stückchen Geld ausgeben dürfen, und wenn nun ein Hausvater, der in seinem Leben viel Geld zusammenbrachte, stirbt, so findet man doch keines bey ihm. Er verbirgt es vor aller Welt und vergräbt es, vermuthlich in der Hoffnung: nach seinem Tode Gebrauch davon zu machen, und in der Meinung: man glänze in der andern Welt nur in so ferne, als man mehr oder weniger Geld habe.

Die Mougearen, ihre Nachbarn, sind bey weiten nicht so geldgierig, sie gebrauchen das Silber blos zu Bijoux für ihre Weiber und kennen den Werth desselben nur aus den Vortheilen, die sie davon bey ihren Nachbarn haben. Verschafft ihnen irgend ein Schiffbruch oder der Verkauf ihrer Produkte Geld, so geben sie es gerne für Pulver, oder andere Gegenstände der Phantasie, oder für Bedürfnisse hin.

Das Land der Mosselemis ist sehr fruchtbar. Man findet fast ohne Anbau alles darinnen, was zum Leben nothwendig ist. Die Ebenen werden von wilden Bächen benetzt, die sie sehr fruchtbar machen. Die Gebirge

sind

sind mit Bäumen bedeckt. Man sieht überall viele Palm= Dattel= Feigen= Mandel= und eine zahllose Menge anderer Bäume, die als Bauholz vortrefflich zu gebrauchen wären. Oel, Wachs, Mandeln und Tabak bringt man in großer Menge auf die öffentlichen Märkte.

Die drey ersten Artikel werden nach Mogodor geführt und machen den Hauptzweig des Handels aus. Auf den Weinstock wird in den Gärten viele Sorgfalt verwendet; die Trauben davon sind köstlich. Die Araber keltern keinen Wein, sie trocknen die Trauben, die Juden machen Brandwein daraus.

Der Ueberfluß dieses Landes macht, daß man gut tafelt. In Sahara hat man nicht alle Tage etwas zu essen und Milch muß die Stelle der Speisen vertreten. Die herumstreifenden Mosselemis halten nur eine Mahlzeit und zwar des Abends; aber in den Marktflecken hält man deren täglich zwey, nähmlich Morgens um zehn Uhr und des Abends bey Sonnenuntergang; dies gibt den Negersklavinnen viel zu thun, da ihnen die Zubereitung der Speisen obliegt. Die Bewohner der kleinen Städte machen es sich auch in Betreff ihrer Lagerstätten bequemer. Sie

brei=

breiten sich in ihren Gemächern mehrere Matten auf dem Boden aus, bedienen sich des Leinenzeugs und schlafen ruhig, ohne Wind und Wetter ausgesetzt zu seyn.

Die Berittenen haben vor denen, die als Fantassins zu Fuß dienen, einen Vorzug. Erstere geben sich mit sonst nichts als ihren Waffen ab, es sey nun Krieg oder Friede. Im Kriege betragen sie sich muthig, im Frieden beschäftigen sie sich mit dem Zureiten der Pferde und verschiedenen militairischen Uebungen. Sie eskortiren die Karavanen, wofür sie bezahlt werden. Sie schaffen sich die Pferde und unterhalten sie auf eigene Kosten. Man erkennt sie sehr leicht. Da sie beständig zu Pferde zu seyn gewohnt sind, so haben sie auf der Wade da, wo das Eisen des Steigbügels ist, eine Schwüle, denn sie tragen nie Stiefel. Diese Leute sind die fürchterlichsten Diebe unter den Mosselemis. Sie stürzen auf diejenigen, die sie berauben wollen, mit einer unglaublichen Schnelligkeit zu. Man hat keine Zeit sich in Vertheidigungsstand zu setzen und die Beute ist gemacht, ehe man sich noch gesammelt und zur Wehre gesetzt hat. Ihre Pferde sind die besten von der Welt. Sie warten und beschla-

gen

gen sie selbst, dazu bedürfen sie keiner Hufschmiede, auch überlassen sie die Pflege der Pferde ihren Sklaven nicht. Jeder Reiter weiß für die Bedürfnisse seines Pferdes zu sorgen und sorgt dafür, wie für sich selbst.

Von der Art, wie sie sich in Krankheiten behandeln, will ich nichts sagen, sie haben mit den Einwohnern der Wüsten einerley Heilmethode.

Vom Kaiserthum Marocco.

Den Ursprung, den Fortgang und den Umfang dieses Reiches übergehe ich, sie sind bekannt *). Ich will nur von demjenigen reden, was ich gesehen habe.

Die unter der Herrschaft des Kaisers von Marocco stehende, Völker sind nicht so glücklich als diejenigen, von denen ich eben gesprochen habe. Die Vorurtheile der Nation, die Willkühr des Fürsten, den sie für einen Abkömmling des Propheten halten, die Plün-

*) Herr Chenier, voriger französischer Consul, hat so eben ein Werk in drey Bändchen herausgegeben, das alle die Notitzen die man hierüber zu erhalten wünscht, in sich faßt.

Plünderungen, denen sie täglich, es sey nun Krieg oder Friede, ausgesetzt sind, die Sorgfalt, womit sie ihr Eigenthum verheimlichen müssen, um nicht vom Kaiser selbst oder von den verschiedenen Gouverneurs der Provinzen ausgeraubt zu werden — das alles trägt dazu bey, dies Volk zu dem sklavischsten auf dem Erdboden zu machen und die natürliche Barbarey desselben zu vermehren. Es hat für seine Nachbarn keine Rücksicht; es plündert sie, so bald sich eine Gelegenheit anbiethet. Dem Willen eines unumschränkten Herrn in allen Stücken unterworfen, darf es nicht einmahl sein trauriges Loos beseufzen. Es kennt das Gefühl der Freundschaft nicht. Der Titel Freund ist ihm eine unbekannte Sache. Der Vater hat seinen Sohn, der Sohn seinen Vater zu fürchten. Solchergestalt bringt eine Nation, die eine der schönsten Gegenden der Welt bewohnt, aus Vorurtheilen, ihr Leben elend hin und leidet oft an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen Mangel.

Da sie von Natur sklavisch ist und keine eigenthümlichen Sitten hat, so ist der Wille des Monarchen ihr Gesetz und sie kennt kein anders. Daher kömmt die Unmöglichkeit, die Beweggründe einzusehen, nach welchen sie han-

handelt. Sie hat mit allen andern Mahomedanern nur in Rücksicht ihrer Fehler Aehnlichkeit, ohne eine ihrer Tugenden zu besitzen. Man darf sich also nicht wundern, daß eben diese Nation, die sich für die erste auf der Welt hält und schlechterdings alle übrigen verachtet, bey so wenig Grundsätzen bald diese bald jene Gewohnheit annimmt. In der einen Provinz sind Verbrechen erlaubt, die in der andern bestraft werden.

Beständig mit sich selbst im Widerspruche sieht man oft einen Theil der Marokkaner gegen ihren Oberherrn im Aufruhr. Sie führen mit denen, die ihrem Monarchen treu bleiben, einen grausamen Krieg und im Jahre darauf werden die entschlossensten Empörer die treuesten Unterthanen und die Uebrigen fangen nun, ihrerseits zu rebelliren, an. Dieser stete Wechsel in Grundsätzen und Meinungen, die Frucht einer großen Unwissenheit, hält den Souverain in seiner Lage immer aufrecht und gibt ihm eine gränzenlose Macht, deren er sich blos zur Plünderung seiner Unterthanen und zur Fortdauer ihrer Sklaverey bedient; mit einem Worte: der Kaiser ist unumschränkter Herr und Jedermann befolgt seine Winke. Das Volk hat kein anderes Gesetz

als die Befehle des Despoten, keine andere Sitten als die seines Vorbildes.

Unter Mouley Ismaels Regierung, des Blutdürstigsten aller Fürsten, die je auf dem marokkanischen Throne saßen, ging das Volk nicht bewafnet. Man wußte gar nicht mehr, was plündern hieß. Der Diebstahl wurde streng bestraft. Keiner durfte des Andern Ruhe stöhren. Man konnte alle Provinzen des Reichs, ohne Besorgniß angehalten zu werden, bereisen; sogar der Schein einer öffentlichen Ruhestörung wurde aufs äußerste geahndet.

Ein Maur beklagte sich eines Tags bey Mouley Ismael daß er, indem er auf dem Felde geschlafen, von einem Mann erschreckt worden, der auf ihn zu gekommen und ihn aufgeweckt. Der Beschuldigte mußte erscheinen; er wurde überführt, aus Unbesonnenheit den Schlaf seines Mitbürgers gestört zu haben und der Kaiser befahl, ihm das Leben zu nehmen. Er ließ ihn von seinen Wachen umringen, die Feuergewehre mußten auf ihn angelegt werden; nachdem er ihn aber einige Minuten zwischen Leben und Tod hatte schweben lassen, begnadigte er ihn und sagte dem Kläger: dieser Mann hat dir kein Uebel zuge-

gefügt, sondern nur Schrecken eingejagt, ich darf ihn also auch nur auf diese Weise bestrafen.

Bey einer von den blutigen Exekutionen, die er so gewöhmlich vornahm, befahl er dem Anführer der Französischen Renegaten, den ich im Jahre 1784 zu Mogodor gesehen und gesprochen: alle Köpfe der hingerichteten Bürger auf die Zinnen der Stadt Rebatte zu stecken und sich wohl vorzusehen, daß er, der Kaiser, bey seiner Ankunft in dieser Stadt keine Zinne ohne Kopf finde, weil er sonst seinen, des Renegaten, darauf stecken lassen würde. Der Renegat ließ alle Köpfe in Säcke thun und reißte mit seinem Trupp ab, ehe er aber den Befehl des Kaisers vollzog, überzählte er nicht allein die Köpfe, sondern auch die Zinnen der Stadt. Als sichs nun fand daß er funfzehn Köpfe zu wenig hatte, sandte er einen Theil seiner Leute aufs Land und ließ den ersten besten funfzehn Personen, die ihnen in den Weg kamen, die Köpfe abschlagen. Der Kaiser, welcher die Zahl der Zinnen zu Rebatte und die dahin gesendeten Köpfe nur zu wohl kannte, erstaunte bey seiner Ankunft alle Zinnen mit Köpfen besetzt zu sehen und fragte den Französischen Rene-

gaten: wie er denn seinen Willen habe erfüllen können? Der Renegat erzählte, was er gethan und wurde vom Kaiser dafür belohnt, ungeachtet dieser, als er ihm jenen Befehl gab, Lust hatte, ihm selbst den Kopf abschlagen zu lassen.

Ein andersmahl präsentirte dem Kaiser der Kapitain eines Englischen Fahrzeuges eine prächtige Hacke und rühmte ihm den Stahl derselben ungemein. Der Kaiser nahm sie und wollte sogleich an dem Engländer selbst eine Probe machen, dieser wußte aber dem Streiche auszuweichen. Der Kaiser erstaunte über das Wegspringen des Engländers, ließ ihn indessen doch nicht dafür bestrafen, denn er erinnerte sich, daß es kein Mann seiner Nation sey. Es würde zu weitläuftig seyn, die verschiedenen Züge von der Barbarey dieses Fürsten hier anzuführen. Man gibt für zuverlässig an, daß er 40000 Mann von seinen Soldaten mit eigener Hand getödtet habe. Dies Ungeheuer wurde mitten unter seinen Soldaten von einem Französischen Soldaten umgebracht, welchem er die Mannheit wollte nehmen lassen.

Es muß freylich unglaublich scheinen, wie ein Volk, so barbarisch es auch seyn mag, alle diese Grausamkeiten duldete, ohne

sich darüber zu beklagen; allein dies ist nun einmahl eine ausgemachte Wahrheit.

Die Regierung des gegenwärtigen Kaisers ist ein wenig minder grausam, ungeachtet er täglich Schandthaten begeht. Er wird von seinen Völkern geliebt und verehrt. Seine Politik ist eine der barbarischsten. Wann eine Provinz lange Frieden gehabt hat und in gute Umstände kömmt, so belegt er sie mit einer Abgabe, die die gewöhnliche weit übersteigt. Dies erregt immer unter dem Volke Murren. Man versammelt sich und bey dieser Gelegenheit greifen die erhitzten Köpfe zu den Waffen. Der Kaiser pflegt unter diesen Umständen zu temporisiren. Er thut, als ob er die Klagen des Volkes gerecht fände und ihnen nachgäbe, inzwischen erkundigt er sich genau um die Anzahl der Aufrührer, ihre Nahmen und ihre Güter, führt die gewöhnliche Abgabe wieder ein und alles kehrt in den alten Stand der Ruhe zurück. Die Windstille ist immer gefährlicher als der Sturm, denn der Kaiser weiß unter irgend einem Vorwande die Häupter der Empörung zu entfernen, oder an seinen Hof zu locken. So bald sie aus ihrer Provinz weg sind, läßt er diese von den benachbarten Provinzen, de-

nen er die Hälfte der Plünderung bewilliget, angreifen. Von allen Seiten überfallen, wird das Volk bald erschöpft. Nun läßt der Kaiser der Plünderung Einhalt thun und die benachbarten Provinzen haben unter dem Vorwande, daß sie seine Befehle überschritten, das nähmliche Schicksal. Auf diese Art bemächtiget er sich aller Früchte des Fleißes seiner Unterthanen und die Straffälligen werden, wie die Werkzeuge seiner Rache, die Schlachtopfer seiner Habsucht und seiner Politik. Er ist von seinem Vater darinnen verschieden, daß er seinen Unterthanen erlaubt, Waffen zutragen; dafür läßt er ihnen kein Geld. Vermittelst jener Erlaubniß braucht er nur Befehl zu geben und eine ganze Provinz steht unter den Waffen. Als Besitzer aller Reichthümer des Staats fürchtet er keinen Thronrival. Er hat immer die Mittel in Handen, reguläre Truppen zu unterhalten, was die Rebellen zu thun nicht im Stande sind. Die ewigen Mordscenen und Verwüstungen in den Provinzen schaden der Bevölkerung ungemein, die ohne die barbarische Politik des Kaisers ungeheuer und gefährlich seyn würde.

Jede Provinz, jede Stadt hat einen vom Kaiser ernannten Gouverneur. Dieser hat wieder Leute um sich, welche die Befehle des Monarchen vollziehen. Er ist in seiner Provinz Tyrann und mißbraucht oft zu seiner schnellern Bereicherung die Macht seines Gebiethers, nur genießt er selten die Früchte seiner Räubereyen. Die Gouverneurs der Städte sind, wie die der Provinzen, kleine Despoten. Sie tyrannisiren nach Gefallen das Volk. Wenn sie wissen, ein Privatmann habe bey einer Plünderung oder durch den Handel etwas zusammengescharrt, so verlangen sie einen Theil davon und der Unglückliche muß ihnen geben, was sie haben wollen, wenn er den Rest retten will. Weigert er sich, oder behauptet er, die verlangte Summe nicht zu besitzen, so wird er unfehlbar bey dem Kaiser verklagt. Alsdann kommen Befehle vom Hof. Man bemächtigt sich aller seiner Habseligkeiten. Sein Vieh und seine Mobilien werden öffentlich versteigert. Er, für seine Person, wird als Staatsgefangener behandelt. Man schlägt ihn in Fesseln und wirft ihn in einen Kerker. Will er sich persönlich vor dem Kaiser rechtfertigen, so geht er oft vor Elend zu Grunde, ehe er

dahin kömmt. Erkennt man auch seine Unschuld, so bekömmt er doch sein Vermögen nicht wieder. Es ist nach dem öffentlichen Schatz gebracht und aus diesem geheiligten Orte ist keine Erlösung. Hier wird es für die Bedürfnisse des Staats aufbewahrt. Der Unglückliche behält nichts, als seine Freyheit und die Macht sich zu rächen. Damit kehrt er zu den Seinigen zurück und es fehlt ihm nicht an einem Anhange zu Anklagen gegen den Gouverneur. Alsdann trifft den Letzteren die Reihe der Verurtheilung und seine Güter werden zum Vortheil des Aerars konfiscirt. Ein Gouverneur kann sich noch weniger aus dem Labyrinthe, in das man ihn stürzt, heraushelfen, denn, da er noch mehr Vermögen besitzt und dies Vermögen nur die Frucht seiner Volksbedrückungen ist, so ist er selten im Stande, sich zu vertheidigen. Er wird zum Tode verurtheilt, wenn ihn der Kaiser anders nicht noch weiter nöthig hat. Im letztern Falle bekömmt er die Gouverneurstelle einer andern Provinz. Die Ungestraftheit seines ersten Vergehens verleitet ihn, das Volk noch weniger zu schonen und am Ende verliert er doch seinen Kopf. Sieht er diesen Streich voraus und will er sich aus

der

der Schlinge ziehen, so erhält er Begnadigung und freyen Abzug, im Fall er den ganzen Ertrag seiner Räubereyen im Stiche läßt.

Die Gouverneurs in den benachbarten Provinzen von Biledulgerid sind gewöhnlich vom königlichen Geblüt. Schickt der Kaiser andere, dann sieht er sie selten wieder an seinem Hofe, denn, so bald sie sich Vermögen erworben haben, flüchten sie sich mit ihren Weibern und Reichthümern nach Biledulgerid; manchmahl thun sogar die Kinder des Kaisers das nähmliche. Es befindet sich gegenwärtig wirklich einer von seinen Söhnen in Biledulgerid. Sein Vater wird ihn nicht wieder sehen. Er heißt Mouley Abdramen, lebt auf dem Lande, wird von den Eingebohrnen verehrt und sein Vater, der ihn grausam verfolgte, wagt es nicht, ihn in seinem gegenwärtigen Zufluchtsorte zu beunruhigen.

Die Erziehung der Kinder und ihre Begriffe über die Weiber sind im ganzen Reiche die nähmlichen. Man läßt die Kinder bis ins siebente und achte Jahr müßig gehen; aber, so bald sie beschnitten sind, beschäftiget man sie mit den Künsten, mit dem Studio des

Alkorans, mit der Aufsicht über die Heerden, oder mit den Waffen. Diejenige, welche fürs Militär erzogen werden, begeben sich, so bald sie dienstfähig sind, nach Marocco und wenn sie daselbst unter den Truppen aufgenommen werden, bleiben sie so lange, als es dem Kaiser beliebt, dabey. Man nimmt sie, nach Beschaffenheit ihrer Geschicklichkeit, entweder unter die Infanterie oder Kavallerie und aus ihnen werden die Gouverneurs für die Städte und Provinzen gewählt.

Die Vielweiberey ist bey allen Mauren erlaubt und gebräuchlich. Sie haben so viele Weiber, als sie ernähren können. Die Glücklichsten darunter sind unstreitig diejenigen, die auf dem Lande wohnen, d. h. die Aermsten. Sie sind frey, können gehen, wohin sie wollen und sind ungefähr so glücklich, wie die in Sahara und Biledulgerid. Ganz anders verhält es sich mit den Städterinnen. Man sieht sie nie ausgehen. Sie bleiben immer in den Ringmauern der Häuser eingesperrt und sind nur in dem Grade glücklich, in welchem es ihren Gebiethern beliebt. Ein mit seiner Frau unzufriedener Ehemann behandelt sie nach seiner Willkühr.

Niemand kann ihr Hülfe leisten; niemand hat das Recht, so tief in sein Haus einzudringen. Er handelt als Tyrann gegen sie, und oft, wenn er sie lange genug hat leiden lassen und ihrer überdrüßig ist, tödtet er sie, um sie nicht länger ernähren zu dürfen. Die Menschlichsten entledigen sich ihrer Weiber durch Tausch oder auf eine andere Art. In jedem Falle ist das Loos solcher Unglücklichen bedauernswürdig. Nicht einmahl ein Vater, der seine Tochter liebt, kann ihr helfen, wenn er auch von ihrer übeln Behandlung Nachricht erhält. Freylich würde der Mann strenge bestraft werden, den man überführen könnte, seine Gattin getödtet zu haben, aber ein Beweiß dieser Art ist eine unmögliche Sache. Gesetzt, daß die Frau auch Spuren seiner barbarischen That an ihrem Körper hat, so erfährt sie doch niemand. Er läßt sie in seinem Hause begraben und kündigt ihren Verwandten ihren Tod an. Da sich nur die Großen, wegen der Unmöglichkeit, ihnen zu Leibe zu gehen, also betragen, so verheirathen Väter vom Stande, denen ihre Kinder am Herzen liegen, selbige oft an Leute von geringer Herkunft. Letztere haben für ihre Gattinnen große Rücksichten. Die Unterstützung

die

die sie entweder im Handel oder bey streitigen Fällen finden, macht, daß sie diejenige, durch welche sie dieser Unterstützung genießen mit Aufmerksamkeit und Schonung behandeln. Oft thut ein Vater, als ob er seine Tochter dem, der sie von ihm verlangt, abschlüge. Er stellt sich so, um den Vorwürfen seiner Standesgenossen auszuweichen.

In diesem Falle führt der abgewiesene Maur bey dem Kaiser Klage. Man untersucht die Aufführung des Anwerbers und, da alles abgekartet ist, so findet man nichts an ihm auszusetzen. Auf diese Art scheint der Vater zur Einwilligung gezwungen zu werden. Alle Mauren sind gleichen Standes. Sie unterscheiden sich bloß durch ihre Bedienungen und kehren in die Klasse der gemeinen Bürger zurück, so bald sie jene nicht mehr begleiten. Daher kann der ärmste Teufel, ohne ausgelacht zu werden, auf die Hand der Tochter eines reichen Mannes Anspruch machen. Ein Zufall ist im Stande, den Letztern in Abgrund zu stürzen, und der nähmliche Zufall kann den Erstern in einem Augenblick auf den Gipfel der Größe erheben.

Der Mohamedismus ist die herrschende Religion. Sidy Mohammed Ben-Abdella, der Kaiser, ist, als ein Abkömmling der Sheriffs, Ausleger des Gesetzes. Die Talben sind in Betreff der Auslegung des Alkorans immer seiner Meinung. Uebrigens hat er, als ein Nachkomme des großen Propheten, das Glück, göttliche Eingebungen zu haben und sich nie zu irren. Die Ehrfurcht des Volkes für ihn ist so groß, daß man sich glücklich schätzt, von seiner Hand zu sterben. Ein solcher Tod ist die größte Gnade, auf die ein Mour Anspruch machen kann, denn er darf sich darauf verlassen, in Mohameds Schooß zu kommen und einer ewigen gränzenlosen Glückseligkeit zu genießen. Der gegenwärtige Kaiser, welcher nicht so grausam und ehrsüchtiger ist als seine Vorgänger, unterhält diese Meinung. Wenn er jemand eines Vergehens wegen tödtet, bleibt der Getödtete an dem Orte der That so lange liegen, bis es dem Kaiser gefällt, ihm zu verzeihen. Alsdann nehmen die Verwandte oder Freunde des Getödteten den Leichnam weg, bestatten ihn zur Erde, fassen das Grab mit einer Mauer ein und achten den Begrabenen für einen Heiligen. Verzeiht der Kaiser dem

Ge-

Getödteten nicht, so bleibt der Leichnam desselben unbeerdiget und dient den fleischfressenden Thieren zur Speise. Jedermann betrachtet ihn mit Abscheu und spricht seinen Nahmen nicht anders als mit einer Verwünschung aus. Die Juden tragen ihn von dem Orte, wo er das Leben verlohr, weg, denn diese Handlung wäre für einen Araber entehrend.

Der Freytag ist der Bethtag. Niemand arbeitet. Man begibt sich ehrfurchtsvoll in die Moscheen. Die Araber in Biledulgerid machen den Freytag zu ihrem Markttage, bey den Maroccanern hingegen wird nichts gethan. Nach geendigtem Gebethe besucht man sich, man versammelt sich auf öffentlichen Plätzen und jedermann macht sich ein Vergnügen.

Die Gastfreyheit ist bey den Maroccanern nur dem Nahmen nach noch vorhanden, sie lassen sich die Kost bezahlen; inzwischen, wenn man um die Essenszeit in das Zelt oder Haus eines Maurs kömmt, kann man sich ohne Umstände mit ihm zu Tische setzen. Hat man schon gegessen, so ists genug, die Speise nur zu berühren. Wer dieses unterließe, würde seinen Wirth beleidigen, denn dieser würde es für Verachtung halten. Unge-

geachtet man seine Nahrung in allen Staaten der Barbarey bezahlen muß, so sind doch die übrigen Pflichten der Gastfreundschaft in voller Ausübung. Ein aus der gegenwärtigen Regierung hergenommenes Beyspiel sey hievon ein Beweiß. Das Haupt einer Räuberbande, so sich in die Gebürge geflüchtet hatte, erhielt Nachricht, daß die Französische Handelsleute zu St. Cruz, auf Befehl des Kaisers, diese Stadt verlassen und ihre Wohnung zu Mogodor aufschlagen mußten. Der Räuber wollte bey dieser Versetzung die Waaren derselben wegkappern. Er ließ also seine Leute in einen von den Gebürgspässen, durch welche die Karavanne kommen mußte, vorrücken. Sein Trupp bestand aus 400 Mann, die alle gut bewaffnet und aus Gewinnsucht alles zu wagen entschlossen waren. Die Escorte der Karavane war bey weitem nicht so zahlreich aber der Zufall rettete sie aus der Gefahr. Ein starker Regenguß, der sich unvermuthet einstellte, nöthigte die Reisenden Halt zu machen. Die Nacht brach herein. Der Führer der Karavane wollte hier nicht bleiben. Er that also den Vorschlag, einen andern Weg zu wählen und sich nach der Wohnung eines Man-

nes

nes zu begeben, den er als eines der Oberhäupter des Landes kannte, von welchem er aber nicht wußte, daß es gerade das Oberhaupt der Räuber war, die auf die Karavane lauerten. Die Handelsleute willigten in seinen Vorschlag. Man richtete den Marsch nach dem vorgeschlagenen Orte und kam bald daselbst an. Die Kameele wurden abgeladen und die Waaren vor dem Regen in Sicherheit gebracht. Der Herr des Ortes empfing sie und verhehlte ihnen die Gefahr nicht, welcher sie ausgesetzt waren. Er sagte ihnen, daß er 400 Mann in einem Hinterhalt postirt hätte, um sie zu überfallen, daß es ihnen also der Prophet eingegeben haben müßte, ihre Zuflucht zu ihm zu nehmen, daß sie nun nichts weiter besorgen dürften, da ihm seine Religion gebiethe, sie zu schützen und daß seine 400 Mann, anstatt sie anzugreifen, sie nun nach Mogodor begleiten würden, um sie vor ähnlichen Ueberfällen zu bewahren. Er hielt Wort und wollte weder für sich noch für seine Leute eine Belohnung annehmen.

Sobald der Tag graut, steigt der öffentliche Bether auf die Terrasse der Moscheen und

und stimmt das allgemeine Gebet an. Dies thut er ebenfalls zu Mittag und bey Sonnenuntergang. Die Maroccaner beobachten mit der größten und genauesten Gewissenhaftigkeit die strengen Vorschriften ihrer Fastenzeit, die den ganzen Juniusmond hindurch dauert. Während dieser Zeit enthalten sie sich vom Sonnenauf- bis zum Sonnenuntergang aller Speisen, alles Getränkes und des Tabaks. Wer eine dieser Vorschriften übertritt, wird strenge bestraft. Er bekömmt nach Beschaffenheit mehr oder weniger Stockschläge. Man bindet ihn zwey aus dem Backofen kommende Laib Brod unter die Achseln. Das Trinken, wenn es auch nur Wasser ist, wird mit zwanzig bis dreyßig Stockschlägen über den Kopf bestraft. Eine noch härtere Strafe ist auf den Tabak, dessen sie besser entbehren können, gesetzt. Man thut dem Uebertreter Pulver in den Mund und zündet es an. Selbst die auf dem Marsche befindlichen Truppen sind von der Beobachtung der Fasten nicht frey. Kranke erhalten Dispensation, sie müssen aber nach ihrer Wiedergenesung ihre Fastenzeit nachhohlen.

Die Priester sind fast den ganzen Tag und einen großen Theil der Nacht hindurch mit dem Lesen des Korans beschäftiget. Der allgemeine Glaube gehet dahin: die Unsterblichkeit sey ein Vorrecht eifriger Beobachter des Gesetzes. Andere müssen eine Zeitlang ihre Vergehungen abbüssen und werden, nach Beschaffenheit derselben, entweder vernichtet oder der Unsterblichkeit theilhaftig. Die Ewigkeit der Strafen dünkt sie ein der göttlichen Güte widersprechender entsetzlicher Gedanke zu seyn. Von den Weibern sind nur diejenigen unsterblich, die ihren Männern unverletzlich treu bleiben; die übrigen vergehen mit dem Körper. Man glaubt allgemein an eine Vorherbestimmung und die Freyheit des Willens wird dem Menschen ganz abgesprochen. Daher wird ein Verbrecher von seinen Mitbürgern nicht schlechter angesehen.

Ein Maur erträgt das Unglück mit heroischer Standhaftigkeit. Man hört ihn nie klagen, er übergibt sich ganz der göttlichen Güte. Er thut nichts, um sich aus seinem Zustande zu reissen, weil er überzeugt ist, alle seine Bemühungen würden vergeblich seyn.

Ein Thronfolger billigt nie, was sein Vorgänger that. Städte, die unter der einen Regierung in der schönsten Blüthe standen, werden unter einer andern aufgegeben und biethen den Augen der erstaunten Völker nichts als Steinhaufen dar. — Die einen Regenten wollen nie ihren Unterthanen Gehör geben und die andern alles mit eigenen Augen sehen. Der gegenwärtige Regent macht sichs zu einem täglichen Geschäft, seinen Unterthanen Recht zu sprechen. Männer und Weiber, Reiche und Arme, jedermann darf vor ihm erscheinen und ihm seine Sache vortragen. Er gibt von acht bis neun Uhr Audienz und ist immer von Soldaten umrungen. Wer ihn sprechen will, macht ihm ein Geschenk; ohne Geschenk kann man es nicht. Die Geschenke richten sich nach den Glücksumständen des Gebers; die geringfügigsten z. B. zwey Eyer werden angenommen. Man trägt seine Sache ohne Rückhalt vor und sie wird, wenn der Gegentheil anwesend ist, sogleich abgemacht, ist aber der letztere nicht zugegen, so wird er citirt und der Kläger trägt alsdann seine Sache aufs neue vor. Der roheste Maur spricht kek und furchtlos mit seinem Monarchen. Thäte er es nicht,

so könnte er fast versichert seyn, daß er seinen Prozeß verlöhre.

Der Handel wird in diesem Reiche mit vieler Langsamkeit getrieben. Man arbeitet an drey Tagen jeder Woche wenig, nähmlich, Freytags, Sonnabends und Sonntags. Der Freytag ist der Ruhetag der Mauren, daher verrichten an diesem Tage nur die Juden ihre Geschäfte, deren Ruhetag der Sonnabend ist. Die Mauren arbeiten freylich, da sie aber sehr wenig für andere arbeiten, so bedeutet ihre Geschäftigkeit nichts. Der Sonntag ist der Ruhetag der Christen, sie halten an selbigem ihre Magazine geschlossen. Die Landleute vermeiden diese Tage beym Verkauf ihrer Produkte, denn, obwohl die Mauren, die Juden und die Christen einen besondern Handel treiben, so ist doch dieser Handel nicht so beschaffen, daß sie nicht wesentlich einander nöthig hätten. Die Verschiedenheit der Religion, das wechselseitige Bedürfniß zwingt die Einwohner der maroccanischen Staaten an jedem der gedachten drey Tage zu ruhen. Insonderheit ist an den Sonn- und Feyertagen der Christen die größte Unthätigkeit, weil die Christen die stärksten Magazine haben.

Der

Der Handel wirft dem Kaiser ungeheure Summen ab. Er erlaubt allen Nationen in seinen Staaten Hand lshäuser zu halten. Als Abgabe fodert er den zwölften Theil aller Ladungen und verlangt von Zeit zu Zeit große Summen von den Kaufleuten, die sie ihm erlegen müssen, wenn sie nicht gestraft und ihrer Handelsfreyheit verlustig werden wollen.

Die Juden, denen er eine freye Religionsübung gestattet, liefern ihm nahmhafte Summen. Die Industrie dieses unglücklichen Volkes ist ihm eine immerwährende Goldgrube. Er unterstützt sie in ihren Gewerben und thut ihnen Vorschüsse, wenn sie einige aufeinanderfolgende Verluste erleiden; aber er weiß seine Capitalien mit Interessen zurückzubekommen, denn er bemächtiget sich ihres Haab und Gutes unter tausenderley Vorwänden, denen er sorgfältig den Anstrich von Gerechtigkeit gibt.

Die Juden werden in seinem ganzen Reiche als Sklaven behandelt. Selbst die Reichsten würden es nicht wagen, zu reiten oder vor einem Maur oder Christen zu erscheinen, ohne die Schuhe ausgezogen zu haben. Sie wohnen abgesondert und hier haben sie mehr Frey-

heit. Wenn ein Maur oder ein Christ einen Juden tödtet, so muß er nicht den Verwandten des Getödteten, sondern der Schatzkammer des Monarchen hundert Piaster Strafe erlegen. Nimmt ein Maur einem Christen oder ein Christ einem Maur das Leben, so hat der Mörder sein Leben verwirkt. Inzwischen gibt es im Marccoanischen viele vom Kaiser privilegirte Christen. Er thut dieses gerne, um sie in seinem Lande, ohne Gefahr insultirt zu werden, zu erhalten.

Die Christen können reiten, Waffen tragen und sich ohne Unterschied von Mauren oder Juden bedienen lassen, ungeachtet die Maroccaner von den Christen die Meinung haben, daß sie lauter wilde und tausend Irrthümern ergebene Leute sind, daß sie ihre Begriffe von Gott erst von ihnen durch diejenigen, welche Sklaven bey ihnen waren, erhalten haben, daß in dem Innern von Europa die gröbste Unwissenheit herrsche und nur die mit dem Seehandel sich beschäftigende Europäer Kenntnisse besitzen.

Daß in Geldsachen z. B. bey der Einlösung der Gefangenen die Befehle des Kaisers immer schlecht befolgt werden, daran ist

der

der Umstand schuld, daß der Kaiser immer verspricht und nichts bezahlt. Solche Kommissionen werden gewöhnlich den Juden aufgetragen und diese zögern allezeit, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande. Sie sagen: die Eigenthümer der Sklaven würden der Unterhaltung derselben überdrüssig und gäben sie dann zu einem billigern Preise. Oft gibt der Kaiser andern Personen den Auftrag, die aus den nähmlichen Beweggründen sich auf die nähmliche Art betragen, daher kömmt es, daß die Sklaven lange Zeit im Elende schmachten müssen. Die unabhängigen Araber wollen sie dem Kaiser nicht auf sein Wort ausliefern; sie wissen, daß sie nie dafür bezahlt werden würden. Die unglücklichen Gefangenen erhalten deshalb ihre Freyheit nur dann, wann der Kaiser den christlichen Kaufleuten die Erlaubniß ertheilt, sich in die Einlösung derselben zu mischen. Alsdann geben sie den Einwohnern von Biledulgerid hievon Nachricht und diese schicken ihnen die Gefangenen aufs Wort. Sie besorgen nicht um das verglichene Lösegeld zu kommen, denn ein Christ lügt nicht, seine Religion verbiethet es ihm und er muß immer Wort halten. Diese ihre Meinung von den Christen erleich-

tert den Handel sehr und mildert das Schicksal der Unglücklichen, die an diesen Küsten Schiffbruch leiden. Kaum ist ein Fahrzeug gescheitert, so werden die Christen davon benachrichtiget und gewöhnlich erfährt es erst durch diese der Kaiser.

Unter einem so abergläubischen Volke ist es nicht zu verwundern, wenn bisweilen feine, ehrgeitzige Menschen aufstehen, die sich einen Anhang im Staate zu machen suchen. Die sichtbaren Mißbräuche der Regierung, das dem Menschen so natürliche Verlangen nach Unabhängkeit, der Hang dieses Volkes nach allem, was neu ist, dies alles verschafft dergleichen Empörern auf dem Lande Gehör. Sie bedienen sich zu ihren Absichten immer der Gründe der Religion und des allgemeinen Wohls und wenn auch ihr Raisonnement noch so abgeschmackt ist, so finden sie doch immer fanatische Anhänger, besonders sobald der Haupträdelsführer irgend einen Streich zu spielen versteht und die Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Ein solcher Anführer behauptet, vom Propheten inspirirt zu seyn und erlaubt, nach seiner Lehre, jede Art der Plünderung beym Feinde; dieß ist für eine arme und zum Rauben

ben sehr geneigte Nation ein mächtiger Reitz. Man läuft zu den Waffen und fällt die Besitzungen des Kaisers an, der seine Heere gegen sie schickt, weil er sich auf den Eifer seiner Provinzen, welche bey dergleichen Expeditionen nichts gewinnen würden, nicht verlassen darf. Seine guten disciplinirten Truppen jagen bey ihrer Subordination und regelmäßigen Anführung die Rebellen bald auseinander. Letztere wagen es dann nicht mehr in ihre Provinzen zurückzukehren, sondern flüchten sich in die Gebürge des Atlas, aus denen man sie unmöglich vertreiben kann. Hier thun sie sich in Räuberbanden zusammen und greifen alles, was ihnen begegnet, an. Oft machen sie auch Ausfälle in die bewohnten Ebenen. Da sie die Sprache der Eingebohrnen reden, so erhalten sie von den Karavanen Nachricht und überfallen sie fast nie ohne Vortheil. Die Karavanen des Kaisers, die die Zollabgaben der eingelaufenen Schiffe mit sich führen, werden ebenfalls nicht geschont, nur haben sie eine so zahlreiche Bedeckung, daß man sie selten wegkappern kann.

Obgleich jeder Bürger Soldat und zum Militärdienste verpflichtet ist, so unterhält

der Kaiser doch ein aus Mauren bestehendes reguläres Korps Truppen. Sein Vater hinterließ ihm eine Armee von gut disciplinirten Negern, er schaffte sich aber dieselbe ganz aus dem Wege, indem er sie in die engen Gebürgspässe gegen die Mosselemis beorderte. Er fürchtete diese ausländische Militz, die ein Korps von 40000 Mann ausmachte um so mehr, als er bey verschiedenen Scharmützeln ein Augenzeuge ihrer Meuterey war und bediente sich daher des eben angeführten Mittels, ihrer los zu werden. Seine besten Truppen und auf die er bey kritischen Vorfällen seine größte Hoffnung setzt, sind 250 Französische Renegaten. Sie stehen im ganzen Reiche in vorzüglichem Ansehen, werden gut bezahlt und haben die Wache auf den Batterien der Stadt Mogodor. Ungeachtet sie mehrere Weiber nehmen dürfen, so haben sie doch gewöhnlich nur ein einziges; die meisten sind gar nicht verheirathet. Der Kaiser hat ausserdem noch 800 Spanische und Portugiesische Renegaten, die kein reguläres Korps ausmachen, sondern in die verschiedenen Städte des Reichs vertheilt sind.

Eine Maurische Armee marschirt auf ihrem Wege nicht in Ordnung. Die Fähnriche

gehen

gehen voran. Die Reiterey zerstreut sich auf allen Seiten. Wenn der Marsch geendiget ist, lagert man sich in Zirkel. Das Zelt zum Gebeth, so wie das des Generals, werden in der Mitte aufgeschlagen. Man vertheilt auf allen Seiten Nachtwachen, die sich von Viertelstunde zu Viertelstunde zurufen. Sie werden nicht abgelößt, sondern jeder bringt die ganze Nacht auf seinem Posten zu. Man hört in einem Maurischen Lager bald von der einen bald von der andern Seite her die ganze Nacht hindurch das Kriegsgeschrey, daher man außerordentlich ermüdet seyn muß, wenn man schlafen kann. Es ist nichts leichtes die Mauren zu überfallen. Sie schlafen in ihren Kleidern und haben ihre Waffen bey sich, so, daß sie in einem Augenblicke auf den Beinen und zum Kampfe bereit sind. Wann sich eine Maurische Armee einer dem Kaiser angehörigen Stadt nähert, so kommen ihr die berittenen Einwohner der Stadt zur Bewillkommnung bewaffnet entgegen. Sie machen gewöhnlich eine falsche Attake, d. h. sie sprengen mit verhängtem Zügel auf die Reiterey der Armee los, feuern ihre Gewehre ab und wenden dann mit einer erstaunenswürdigen Geschwindigkeit um.

Die

Die Art über die Flüsse zu setzen, ist bey allen diesen Völkern die nähmliche. Die meisten schwimmen darüber, diejenigen aber, so nicht schwimmen können, binden verschiedene Stücke Holz zusammen und füllen Ziegenhäute mit Luft an, welche diese Stücke Holz halten und leicht machen; so setzen sie über die reissendsten Ströme.

Die Ebenen sind prächtig und gut angebaut. Sie bringen alle Lebensbedürfnisse im Ueberfluß hervor. Inzwischen trifft man doch viel ungebautes Land an, vermuthlich aus Mangel an Händen, der durch die Verwüstungen der verschiedenen Partheyen veranlaßt wird.

Es gibt überaus steile Gebürge. Die Gebürgskette, welche man Atlas nennt, fängt zu St. Cruz an. Bemerkenswerth ist es, daß die Bewohner jener Gegenden nicht einen Daumen Landes unbebaut lassen, vermuthlich, weil ihre Lage sie weniger den Räubereyen aussetzt. Sie verzäunen ihre Ländereyen mit kleinen Mauern. Oft enthält ein solches verzäuntes Stück von einer Mauer zur andern in der Breite nicht über acht Fuß. Man sollte glauben, es mangelte hier am Lande, wenn man die äußerste

Sorg=

Sorgfalt sieht, womit er am Atlas benützt wird. Inzwischen trifft man einige Stunden weiter hin prächtige Thäler mit dem herrlichsten Boden an, die beynahe gar nicht benutzt werden.

Sobald die Erndte vorbey ist, werden die Halme im ganzen Lande angezündet. Dieser Gebrauch ist ein Verwahrungsmittel gegen die Menge von Schlangen und Scorpionen, wovon das Land wimmelt. Er verbessert zugleich den Boden. Man verbrennt auch sehr sorgfältig die Bäume unten am Stamme. Zu diesem Ende leget man alles abgestorbene Holz am Fuß derselben hin und zündet es an. Dies entfernt die Löwen und Tiger, wovon die Wälder voll sind, auch verbessert es die Gesundheit des Klima.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß dies Land das schönste und fruchtbarste der Erde ist; es fehlt ihm sonst nichts: als minder wilde Einwohner und eine weniger barbarische Regierung.

Wir waren unsere eigenen Nebenbuhler.

Nach Marmontel.

Unter dem schönen Himmel der Touraine, in jenen lachenden Ebenen, über die sich der Cherfluß hinschlängelt, genoß ein rechtlicher Edelmann, welcher ausgedienter Officier, Wittwer und der Vater eines einzigen Sohnes war, von aller Welt abgeschieden, in seiner Einsamkeit jener Güter, die allein ein würdiger Lohn für ehrenvolle und langwierige Mühseligkeiten sind. Varanzai, (so nannte sich der Edelmann von welchem ich rede) besaß Vermögen genug, um sich die Freuden der Wohlthätigkeit zu verschaffen; er wurde von seiner ganzen Nachbarschaft geachtet und geliebt. In dieser Lage führte er die Oberaufsicht über die Kultur seiner Felder und Gärten, sein angelegentlichstes und Hauptgeschäft war aber die Erziehung seines Sohnes Karl. Um ihm, im Anfang, das Studieren leicht und angenehm zu machen, übernahm

er selbst die Mühe, ihm die Bahn der Wissenschaften brechen zu helfen und sie ihm mit Blumen zu bestreuen. Karl war sechszehn Jahr alt. Sein durch schwere Leibesübungen bereits gestärkter Körper, sein Wuchs, seine Gestalt, sein männlicher Charakter, und sein Kopf, der seinem Herzen entsprach, alles berechtigte an ihm zu den schönsten und zuverlässigsten Hoffnungen. Er war der Freund seines Vaters und sein Vater war der Seinige, ohne daß weder, auf der einen Seite, der nachgiebigste Gehorsam, noch, auf der andern, das unumschränkteste und geachtetste väterliche Ansehen den Süssigkeiten ihres vertrauten Umgangs den mindesten Eintrag thaten. Eine wechselseitige Zärtlichkeit vereinigte alles, schien alles auszugleichen.

Auf einer andern Seite der Loire an den Ufern der Cise waren Frau von B. und Karoline, ihre Tochter, ein ähnliches Beyspiel jener zärtlichen Eintracht, die aus zwey Herzen nur Eines macht. Die stete Gewohnheit, mit Sanftmuth zu befehlen und mit guter Art zu gehorchen, hatte bey ihnen Pflicht mit Neigung und Ehrfurcht mit Liebe so fest vereint, daß diese beyden Personen nur Eine

Den=

Denkungsart, nur Einen Willen zu haben schienen.

Karoline war kaum noch dreyzehn Jahre alt, aber ihre Erziehung machte sie, ohne daß etwas dabey übereilt wurde, schon um etwas älter. Man sah an ihr keine allzufrühen Früchte des Geistes und des Verstandes, aber bereits die Blüten derselben. Die Blüthe ihrer Schönheit blendete schon, ohne sich noch völlig aufgeschlossen zu haben, im hinreißendsten Glanze.

Solche Nachbarn waren ganz dazu gemacht, sich kennen zu lernen, nur lebten sie so eingezogen, so zufrieden mit ihrer Einsamkeit, daß erst der Zufall sich darein mengen mußte, um sie miteinander bekannt zu machen.

Varanzai speißte bisweilen bey dem Intendanten der Provinz zu Mittag, einem klugen, umgänglichen Manne, dessen Grundsatz es war, man erwerbe seinem Amte Verehrung, wenn man sich beliebt mache. Frau von B., werth, einen solchen Mann zu genießen und zu würdigen, besuchte ihn ebenfalls bisweilen.

Hier bey diesem Intendanten traf es sich, daß sich die beyden Nachbarn sahen und

Freund-

Freundschaft schlossen. Was der Stof ihrer ersten Unterhaltung war, kann man sich leicht vorstellen: es waren ihre Kinder und die Sorgfalt, die sie Beyde zur Bildung und Erziehung derselben mit vielem Vergnügen anwendeten. Wann sich gute Eltern zusammenfinden und für einander die Gefälligkeit haben, über die Materie, die sie ausschließlich interessirt, sich wechselsweise anzuhören, alsdann vertrocknet die Quelle ihrer Unterhaltung nicht und gesetzt, daß man sich auch erschöpft, so bedauert man es, und man fühlt das Bedürfniß, sich wieder zu sehen, um sich noch einmahl erschöpfen zu können.

Es schmeichelte dem liebenswürdigen Intendanten, die Veranlassung zu dieser Bekanntschaft zu seyn, und er gab sich alle Mühe, die neuen Freunde öfter zusammenzubringen. Bey jeder neuen Zusammenkunft gewann ihre Verbindung neues Interesse und wurde herzlicher.

Gnädge Frau! sagte einmahl der gute Vater zur guten Mutter, Sie mögen auch noch so bescheiden und zurückhaltend von Ihrer Tochter sprechen, ich merke denn doch, daß sie schön, voll Geist und von einem liebenswürdigen Naturel ist, und daß sie, nach ih-

ren Anlagen erzogen, gewiß einmahl eine vollendete Frau werden wird. Ich, meines Orts, läugne nicht, daß ich es nicht wage, von meinem Sohne all das Gute zu sagen, so ich von ihm denke und hoffe. Das Alter und der Stand unserer Kinder sind für einander gemacht. Ihr Vermögen ist sich ziemlich gleich. Warum wollen wir es uns nicht erlauben, sie mit einander zu verbinden?

Herr von Varanzai! erwiederte Frau v. B. ich werde Ihnen phantastisch und vielleicht als eine kleine Romanheldin vorkommen, aber ich will erstlich meiner Tochter keinen Mann zum Gemahl geben, der ihr nicht gefällt, zweytens soll sie ihn lieben, ohne Ihn gesehen zu haben und drittens muß er sie allem, was in der Welt schön ist, vorziehen, ehe Er sie noch sieht. Meiner Meinung nach ist dieß das einzige Mittel eine dauerhafte Neigung zu gründen. Nichts ist so verführerisch und täuschend als Schönheit. Sobald das Auge bezaubert ist, ist auch das Herz gefangen oder glaubt es doch zu seyn. Sieht ein junger Mann, besonders in dem Alter Ihres Sohnes, ein hübsches Frauenzimmer und es erregt in ihm jene Sehnsucht,

die man Liebe nennt, so hält er sie gar leicht für gut, gefühlvoll, liebeempfänglich, tugendhaft und treu. Ach! denkt er sich dann, unter diesem niedlichen Contuschchen, unter diesem artigen Huthe mit Blumen, unter so vielen aufblühenden Reitzen sollte sich kein aufrichtiges und zärtliches Herz? kein richtiger und gebildeter Verstand voll Anmuth und Sanftheit finden? Auf diese Art täuscht sich meistens die Jugend — eine Täuschung, die schon so oft ein Jahr, ein Monath der Ehe zerstreute. Unser Geschlecht ist der nähmlichen, ja noch einer größern, Gefahr ausgesetzt, denn je ungekünstelter, unschuldiger und naiver das Herz ist, desto verführbarer ist es auch. Zwischen meiner Tochter und dem jungen Manne, den ich ihr nach ihrem Gefallen auswählen werde, will ich also nichts eintreten lassen, was weder Ihr noch Ihm imponiren könnte. Ihre Seelen, ihre Neigungen und ihre Charakter müssen sich ahnen und kennen, ehe sie sich noch selbst gesehen haben. Unsere Verhältnisse sind einer solchen Probe günstig, denn unsere Kinder haben sich noch nie gesehen. Karoline weiß noch nicht, daß es einen Karl auf der Welt gibt.

Herrlich! erwiederte Varanzai, Karl weiß eben so wenig von Karolinen. Ich hütete mich bisher sehr, seine Gedanken auf einen solchen Gegenstand zu fixiren.

Die Loire, sagte Frau von B., sey also für unsere Kinder ein Weltmeer. Wir Beyde dürfen nur schweigen. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, ich gebe Ihnen das Meinige, daß unsere Kinder auf keine Weise ihren Nahmen und ihren Stand erfahren und daß sie kein Mittel finden sollen, sich ohne unser Wissen weder zu sehen noch zu schreiben. Sie müssen sich erdichteter Nahmen bedienen. Meine Tochter unterzeichne sich Antonie und Ihr Sohn Anton. Doch dies ist noch nicht genug. Jetzt kömmt noch der Hauptpunkt. Die Briefe von beyden Seiten müssen ohne irgend einer Person Vorwissen oder Dazwischenkunft unter unsern Augen geschrieben und von uns allein bestellt werden. Was den Artikel des Wohlstandes anbelangt, so führen wir hierüber die Censur; in allen andern Dingen schwören wir uns wechselseitig, kein Wort zu ändern. Kopf und Herz müssen sich mit der ganzen Ungeschminktheit und Naivetät ihres Alters darinnen zeigen. Ich bitte Sie, Herr von

Baranzai! lassen Sie uns in diesem Punkte keine Schwachheit noch Untreue begehen. Ich für meine Person werde mich äußerst gewissenhaft verhalten und ich verlasse mich auch auf Sie.

„O ich verspreche Ihnen die nähmliche Genauigkeit!“

Nur — fuhr Frau von B. fort — wenn unsere Kinder irgend etwas einfließen ließen, was ihren Nahmen und Stand verrathen würde, oder wenn ihnen, wie es sehr natürlich wäre, die Lust anwandelte, sich in ihren Briefen die Portraits einander zu zuschicken, nur solche Sachen unterdrücken wir. Jetzt überlegen Sie, ob Ihnen dieser kleine Roman eben so gefällig und anständig ist, wie mir. In der Folge können wir uns über das Mittel der Entwickelung einverstehen.

„Ich läugne nicht, erwiederte Herr von Baranzai, daß ich meinen Sohn eines großen Vortheils beraube, wenn ich ihn unsichtbar mache, denn, weil ichs doch einmahl sagen muß, er ist schön, schlank und zum Mahlen.“

Ey, versetzte Frau von B. glauben Sie denn nicht, daß meine Tochter hübsch und gut gewachsen ist und daß ich sie ihrer vor-

züglichsten Zauberkraft beraube, wenn ich sie dem Anblicke Ihres Sohnes entziehe? aber ich habe Ihnen schon meine Gründe gesagt.

„Nun gut, gnäd'ge Frau! gut! gegen Ihre Gründe ist nichts einzuwenden, ich gebe Ihnen gerne nach. Morgen soll der unsichtbare Anton in einem Briefe Antonien, die, wie ich voraussehe, bey all ihrer Unsichtbarkeit doch noch immer viel zu liebenswürdig und zu reitzend seyn wird, zum erstenmahle huldigen."

Karl — sagte Varanzai, als er nach Hause kam, zu seinem Sohne — du beklagst dich bisweilen über unsere Einsamkeit. Unglücklicher Weise erlaubt es mir meine Lage nicht, dich eher, als bis ich dich in die Laufbahn des Ruhms schicke, in die große Welt einzuführen. Ich fühle wohl: Jagd, Reiten, Fechten und überhaupt alle Leibesübungen sind für ein junges, gefühlvolles Herz nicht sehr interessant. Deine Neigung zur Mathematik, zur Ingenieurkunst und zum Zeichnen muß bisweilen nachlassen. Der Ruhm, der in der Nähe, unter dem Geklirr der Waffen, an der Spitze einer Armee, in der Schlacht so sehr entflammt, hat in der Ferne, aus dem Winkel einer verborgenen Freystätte betrach-

tet, nicht die nähmlichen Reitze. Was unsere gemeinschaftliche Lectüre anbelangt, so wundert's mich nicht, daß sie dich bey zunehmenden Jahren nicht mehr so leidenschaftlich interessiret. Ich kenne die Ursache deiner Unruhe und deiner langen Weile, aber ich glaube, ein Mittel, beyden abzuhelfen, entdeckt zu haben. Ich besitze irgendwo eine Freundinn. Es ist eine reiche Wittwe von gutem Stande. Sie hat nur eine einzige Tochter, die etwas jünger ist, als du bist. Sie wird aufs sorgfältigste erzogen. Ich kann dir nicht sagen, ob sie schön oder hübsch, nur soviel weiß ich, daß sie ein artiges Mädchen ist und, was ihren Kopf und ihr Herz anbelangt, so lassen diese alles von ihr hoffen. Mehr brauchst du ohnehin nicht zu wissen. Ihre Mutter hat die Güte, zu erlauben, daß ihr euch beyde zur Uebung in einem angenehmen und anständigen Brieftone einander schreiben dürft. Ich habe dir diesen Zeitvertreib ausgemittelt.

Karl hörte den Vorschlag mit klopfendem Herzen an: Wie alt ist sie, mein Vater?

„Dreyzehn Jahre; sie wird siebzehn alt seyn, wenn du zwanzig bist."

Sie halten sie für schön?

„Ich sage das nicht. Schön ist ein eit„les Wort, das einer bescheidenen Mutter „nicht entschlüpft.“

Versteht man denn nicht unter artig, auch schön?

„Nicht so ausdrücklich.“

Es heißt doch wenigstens soviel, daß sie gut gewachsen ist.

„Ja, das ist sie. So viel hat mir ih„re Mutter gestanden.“

Artig heißt auch, daß sie in ihren Augen, in ihrem Munde, mit einem Worte, in allen ihren Zügen etwas angenehmes hat.

„O, für unangenehm halte ich sie nicht.“

Eine Mutter ist bescheiden, wenn sie von ihrer Tochter spricht; und gesetzt, sie selbst wäre schön, so wird sie doch nicht sagen, meine Tochter sieht mir gleich.

„Was die Mutter anbelangt, so kann „ich dir sagen, daß sie“ —

Noch schön ist? nicht wahr? Ey! ihre Tochter ist gewiß ihr Ebenbild. Da sie ihr Reitze des Herzens und Geistes nicht abspricht, so heißt das soviel, als ihr auch Reitze der Gestalt und der Sprache zuzugestehen. Insonderheit gibt sie dadurch zu

er=

erkennen, daß ihre Tochter in ihrer Physiognomie viel Empfindung, Feinheit und Grazie besitzt, denn die Physiognomie und insonderheit der Blick ist ein treuer Spiegel des Geistes und Herzens.

„Du weißt ja schon mehr, mein Sohn! „als ich! Du siehst sie bereits in Gedanken „und ich habe sie noch nicht gesehen.“

Und wie heißt sie denn?

„Antonie.“

O kein häßliches Frauenzimmer kann so heißen. Ihr Familiennahme?

„Du sollst ihn eines Tags erfahren. „Einstweilen begnüge dich damit, daß sie von „guter Geburt ist und der besten Erziehung „genießt.“

Wie? mein Vater! ich soll ihr schreiben, ohne zu wissen, wer? wo? und von welcher Familie sie ist?

„Ja ja, nur unter dem Schleyer des „Geheimnisses will es ihre Mutter zugeben, „daß ihr mit einander in Verbindung steht. „Ihr schreibt eure Briefe unter unsern Augen und sie gehn durch unsere Hände. Du „mußt ihr unter dem Nahmen Anton eben so „unbekannt bleiben, wie sie dir, und darfst

„dir in deinen Briefen nicht Ein Wort ent-„schlüpfen lassen, das dich verriethe. Sie „wird ihrerseits die nähmliche Vorsicht beob-„achten.“

Aber, mein Vater! ist alsdann die ganze Sache nicht ein bloßes Kinderspiel?

„Warum? Wenn ihr in der Folge der Zeit „und in dem Alter, wo ihre Mutter und ich es „für räthlich erachten werden, der Anonymi-„tät zwischen euch beyden ein Ziel zu setzen, „Neigung genug für einander gefaßt habt, „alsdann kann dies Kinderspiel sehr ernsthaft „werden und dies ist auch unsere Absicht. „Wir wollen nur nicht haben, daß eure Zu-„neigung durch die Augen anfange, denn „die Augen sind Verführer, die schon tau-„sende vor euch hintergangen haben. Ver-„stehst du, mein Sohn? Sieh! hierinnen „liegt der ganze Aufschluß eures räthselhaf-„ten Verhältnisses.“

O ja! erwiederte Karl traurig, ich verstehe Sie, mein Vater! der Plan ist in der That sehr gut ausgedacht, aber darf ich Sie denn nicht wenigstens ohne Unbescheidenheit fragen, ob Antonie eine Blondine oder Brunette ist?

„Ich

„Ich weiß es wahrhaftig nicht und wenn „ichs wüßte, dürfte ichs nicht sagen, denn „ihre Mutter und ich haben es uns geschwo„ren, über alle solche einzelne Umstände das „tiefste Stillschweigen zu beobachten.“

Nun gut! ich werde am besten durchkommen, wenn ich Antonien das Blendende einer Blondine und das Anziehende einer Brunette beylege. Auf diese Art werde ich mich nicht an ihr täuschen.

Denkt euch einmahl selbst, was für ein Mahler die Phantasie eines sechzehnjährigen Einsiedlers seyn mußte! In Einer Nacht skizzirte er Antoniens Portrait auf zwanzigerley Arten und das Schönste hielt er immer für das Aehnlichste.

Bey seinem Erwachen eilte er, an sie zu schreiben. Sein Brief war voll von der Lebhaftigkeit seiner Träume. Sein Vater las den Brief lächelnd, zerriß ihn, gab seinem Sohne einige Lehren über die zu beobachtende Schicklichkeit im Styl und sagte ihm: er müsse seinen Ton mäßigen und nicht vergessen, daß er an die Unschuld selbst schreibe.

Der junge Mann setzte sich aufs neue an seinen Schreibtisch und schrieb, nicht ohne

viele Mühe, in folgenden gemilderten Ausdrücken.

Fräulein!

Als ein junger Wilder, der sich, wie ich, Anton nannte, das sechzehnte Jahr erreicht hatte, fing ihm die Einsamkeit, die er sonst so liebte, fing ihm die Jagd, die sein einziges Vergnügen war, fingen ihm Bogen und Pfeile, die er mit Geschicklichkeit führte, fingen ihm die Pferde, die er gebändigt und dem Ruf seiner Stimme unterthan gemacht hatte, lange Weile zu machen an. Ich habe, wie er, das sechzehnte Jahr erreicht, fühle wie er, Langeweile, und mein, dem seinigen ähnlicher Zeitvertreib hat seine vorigen Reitze für mich verlohren.

Die ganze Liebe eines guten Vaters, alle seine Bemühungen, in die Lebensart, die wir auf dem Lande führen, Mannichfaltigkeit zu bringen, meine Studien, meine Leibesübungen, meine Vergnügungen — nichts hat mich für einem, ich weiß nicht, welchem? unruhigen, peinlichen, schmachtenden Zustand retten können, in den ich verfallen bin. Sogar die süsseste aller meiner Beschäftigungen — ich meine die: meinen Vater glücklich zu machen und auf eine seiner

ner Liebe entsprechende Art mir seine Achtung zu erwerben, füllt die Leere meines Herzens nicht aus. Mein Vater sah meinen Zustand und wußte, daß es in der Welt noch ein Mittel zur Wiederherstellung meiner Thätigkeit gäbe — er wußte Fräulein! daß das Verlangen, in Ihren Augen schätzbar und lobenswürdig zu seyn, all meinen Muth wieder aufwecken würde — er war gewiß, mir meine Lage, wenn ich mich, wenigstens in Briefen, mit Ihnen darüber unterhalten dürfte, wieder angenehmer zu machen und den Hang zur Erfüllung meiner Pflichten und zu meinen Studien wieder zu beleben. In dieser Ueberzeugung hat er bey Ihrer liebenswürdigen Mutter mir die Erlaubniß erbethen, an Sie schreiben zu dürfen, und die schmeichelhafte Hoffnung erhalten, daß Sie mir die Ehre erzeigen würden, zu antworten. Leider habe ich Ihnen selbst eine so vorzügliche Gnade nicht zu danken. Sie werden, ich weiß es, nur gehorchen. Wenn Ihnen aber Ihr Gehorsam nicht peinlich ist und ich mit der Zeit es dahin bringe, daß er für Sie ein Zeitvertreib — ich wage es nicht zu sagen

gen — ein Vergnügen wird, alsdann werde ich noch sehr glücklich werden.

Anton.

Die Antwort ließ auf sich warten, als ob sie aus weiter Ferne käme. Karl brannte für Verlangen sie zu erhalten. Endlich langte sie an und lautete also:

Ich wußte, mein Herr! daß Ihnen meine Mutter erlaubte, an mich zu schreiben, aber ich erwartete von Ihnen einen Brief, wie man an ein Kind schreibt. Statt eines leichten, badinirenden Tones herrscht der ernsthafteste von der Welt darinnen. Ey! wissen Sie denn nicht, daß ich erst dreyzehn Jahre alt bin? Wie ich höre, sind Sie sechzehn. Ist man mit sehnzehn Jahren schon so alt, daß man melancholisch werden kann? Sie sprechen von einem gewissen, ich weiß nicht, welchen? Anton, der in diesem Alter an nichts mehr Freude fand. Wahrhaftig, es thut mir leid, daß Sie ihm gleichen, aber warum thun Sie es? Ich lebe auch auf dem Lande und mit Mama ziemlich allein, demungeachtet kenne ich weder Langweile noch Unruhe. Alle meine Augenblicke sind ausgefüllt, ich weiß mir jeden mannichfaltig zu machen. Was ich thue, beschäftigt mich

entweder, oder es vergnügt mich. Ich lese, ich mahle, ich singe, ich warte meiner Blumen, ich versorge meine Vögel, die so fröhlich singen, als ich, ich arbeite an der Seite meiner Mutter und auch diese Arbeit ist mir Vergnügen. Unsere Spatziergänge halte ich für Gemähldegalerien, die die Natur anlegte und Mama lehrt mich den mannichfaltigen Reichthum derselben genießen. Indeß wir frische Luft schöpfen, sprechen und raisonniren wir über das, was wir gelesen haben. Meine Mutter hat dann die Güte, mir zu erlauben, daß ich sagen darf, was ich denke und fühle. Sage ich etwas gutes, so lächelt sie. Ihr Lächeln ist immer das Zeichen ihres Beyfalls. Entschlüpft mir eine ungeschickte Rede, so macht sie mich darauf aufmerksam und wir lachen beyde zusammen. Bey meiner Rückkehr nehme ich meine Bücher oder meine Harfe wieder zur Hand und will sich Mama in Gedanken verlieren, so suche ich sie durch Liebkosungen aufzuheitern.

Wie können nun Sie in aller Welt bey einem guten Vater traurig seyn? Sind Sie denn nicht mit sich selbst zufrieden, wann er es mit Ihnen ist? Um Ihrem Geschmack an der Arbeit, Ihrer Liebe zum Studieren, Ih-

rem Ehrgeitze einen neuen Schwung zu geben, bedürfen Sie eines Kindes? Wahrhaftig! fast möchte ich glauben, daß Sie Lust haben zu erfahren, bis zu welchem Grade meine Eitelkeit leichtgläubig seyn kann! Indessen werde ich nichts destoweniger der Pflicht des Wohlstandes Ihnen zu antworten, gehorchen, nur bitte ich um die Güte, mein Alter nicht mehr zu vergessen und jenen Ton gegen mich anzunehmen, den der lachende Anblick der Natur und die liebenswürdige Heiterkeit der Fluren einflösen muß. Ich liebe Idyllen, aber ich bin keine Freundin von Elegien.

Antonie.

Karl, ein wenig von dem Ton dieser Antwort gereitzt, erwiederte:

Fräulein!

Ich war auch einmahl, wie Sie, dreyzehn Jahre alt und ich weiß, daß man in diesem Alter diejenigen nicht beklagt, die das Unglück haben, sechzehn Jahre alt zu seyn. Inzwischen wird auch Sie noch dies Unglück treffen und bis dahin wünsche ich Ihnen zu der Heiterkeit Glück, womit Sie Ihre schönen Tage verleben. Ihre Beschäftigungen, Ihre Freuden folgen sich aufeinan-

ander, wie die friedlichen Wellen eines Baches, der sanft über Blumen hinschleicht. Eine gute Mutter ist Ihre Welt. Sobald sie lächelt, ist Ihr Herz zufrieden. Das alles macht Ihnen Ehre. Allein je weniger man in die Unannehmlichkeiten des Lebens verflochten ist, desto leichter ists auch, darüber zu philosophiren. Beklagen Sie immerhin ein bischen die Lage eines jungen Mannes, der auch jener köstlichen Ruhe, die Sie noch schmecken, genoß und der sie nun verloren hat. Sie wundern sich, schöne Antonie! daß ich in meiner Einsamkeit der Hoffnung, Ihre Achtung zu erwerben, bedarf, um neuen Eifer zu meiner Laufbahn zu erhalten? und Sie sind so bescheiden, sich noch für ein Kind zu halten? Warum wollen Sie nicht, daß ich Ihr junges und reines Herz, von itzt an, wo möglich, daran gewöhne, an mir, an meinen Arbeiten, an meinen Fortschritten, an allem, was ich lobenswürdiges — und ich wage es zu sagen — vielleicht empfehlendes thun kann, einigen Antheil zu nehmen. Ach! wenn ich gewiß wüßte, daß Antonie, von ihrer zartesten Jugend an, die Güte hätte, sich mit mir zu beschäftigen, mir Ruhm zu wünschen und mir mit ihren Blicken in die

Laufbahn, die ich betreten muß, zu folgen, wer weiß, was dann der Eifer, womit sie mein Herz entflammen würde, auszurichten vermöchte. Ja, Antonie! Interessiren Sie Ihren Ehrgeitz für mich; er wird der Meinige werden und ich gelobe Ihnen: diesem Ehrgeitze, wo nicht vollkommen zu entsprechen, doch mein Möglichstes für ihn zu thun, nur verlieren Sie mich nicht aus dem Gesichte und gewähren Sie mir den schmeichelhaften Gedanken, unausgesetzt von Ihnen beobachtet zu werden.

Anton.

Antons Brief verschaffte ihm folgenden von Antonien, der ihn mit Freude erfüllte:

Sie übertragen mir, mein Herr! ein Geschäft, das mir nicht anders als sehr schmeichelhaft seyn muß — das Geschäft Ihre Oberaufseherin zu seyn. Ich nehme es mit Vergnügen an. Sollte mich der Sohn des Freundes meiner Mutter nicht interessiren? Je mehr er dem Beyspiele, das er vor sich hat, folgen wird, desto rühmlicher wird es für mich seyn, wenn er auf meine Achtung einigen Werth zu setzen, die Güte hat. Ich will Sie nach Ihrem Verlangen beobachten, und an allem, was ich von Ihnen hören werde,

den lebhaftesten Antheil nehmen. Auch sage ich Ihnen voraus, daß es mir nicht gleichgültig seyn würde, wenn ich etwas Uebles von Ihnen vernehmen sollte. Ich bin sogar so stolz, daß ich nicht zufrieden wäre, wenn man mir nicht recht viel Gutes von Ihnen zu sagen hätte; mit einem Worte, ich verlange, da Sie doch einmahl meinem Ehrgeitze freyen Spielraum gelassen haben, daß Sie ein in Ihrem Stande angesehener und ausgezeichneter Mann werden. Doch diese Aufsicht soll, wenn Sie wollen, wechselseitig seyn. Ich bedarf vielleicht auch in der Folge durch Wetteifer ein wenig aufgemuntert zu werden. Auch mir droht die Gefahr, einmahl sechszehn Jahre alt zu seyn. Vielleicht, daß mich in diesem Alter, eben so wie Sie, Unruhe, Traurigkeit und was weis ich, welcher schmachtende Zustand befällt, denn man sagt, das menschliche Herz sey so mancherley Zufällen unterworfen; alsdann, wenn Sie heiterer, eifriger und muthiger als ich, sind, werden Sie mir, von Ihrer Gemüthsstimmung ein wenig mitzutheilen, die Güte haben. Unterdessen brauche ich vielleicht auf einige Unbesonnenheiten und Nachlässigkeiten aufmerksam gemacht zu werden. Meine Mutter ist

nachsichtsvoll und ich bemerke nur zu gut, daß sie mir viele abzulegende kleine Fehler, um meiner Jugend willen, hingehen läßt. Was sie mir nicht sagt, klagt sie vielleicht bisweilen ihrem Freunde. Suchen Sie auf eine geschickte Art ebenfalls ihr Vertrauen zu erwerben und geben Sie mir dann immer von dergleichen Klagen, die ihr entschlüpfen, Nachricht, damit ich, ohne ihr Wissen, davon profitire und ihr die angenehme Ueberraschung verschaffen kann, zu sehen, wie ich mir selbst Mühe gebe, ihr Werk zu vervollkommnen. Vor allem aber bitte ich Sie, mir nicht zu schmeicheln und damit anzufangen, daß Sie das Beywort Schön, so Sie mir beylegen, ohne zu wissen, ob es mir zukömmt, künftighin weglassen. Antonie ist für Sie unsichtbar, Sie wissen also nicht, ob sie schön, hübsch oder häßlich ist und von ihr selbst sollen Sie es zuverlässig nicht erfahren, was sie ist.

Antonie.

Ach! was Sie sind, erwiederte Anton, weis ich, oder ich glaube es wenigstens zu wissen, doch Sie wollen, daß ich es nicht wissen soll; wohlan, tugendhafte Antonie — erlauben Sie mir, Sie so nennen zu dürfen,

weil

weil ich Ihnen jenes eben so verdiente Beywort nicht beylegen darf — wohlan, tugendhafte Antonie! erfahren Sie, welch eine wunderbare Veränderung in meinem Kopf und Herzen der liebenswürdige Antheil, den Sie an mir zu nehmen belieben, bereits hervorgebracht hat. Die Dünste, die meine Gedanken zu verdunkeln schienen, sind verschwunden; der Aufruhr meiner Sinne hat sich gelegt; die stürmische Rastlosigkeit, die mich hin und her trieb, ist vorüber und der peinliche Zustand, in welchem ich nicht wußte, was ich eigentlich wollte, hat aufgehört. Meine Wünsche, meine Empfindungen, meine Sehnsucht und meine Hoffnungen haben einen Ruhepunct gefunden; sogar meine Träumereyen haben einen Grad von Festigkeit erhalten. Mein Vater mochte sagen was er wollte, ich sah die Zukunft immer nur wie einen ungeheuren Nebel vor mir; dieser Nebel hellt sich auf; ich sehe schon zwey Sterne neben einander aus demselben hervorleuchten: den Ruhm und Sie, Sie und den Ruhm und aus Liebe für beyde macht itzt Eifer zur Arbeit und zum Studiren, Ungeduld, Ihre Erwartung zu erfüllen und zu übertreffen, mein größtes Vergnügen aus. Ich las in meinen Büchern:

die günstige Meinung der Welt sey eben so unbeständig als das Glück. Dieser Erfahrungssatz machte, so oft ich daran dachte, mein Herz traurig, schmachtend, kalt. Nun fühle ich mich wieder neu belebt und voll Muth. Ihre Achtung, schöne — verzeihen Sie, ich wollte sagen — tugendhafte Antonie, Ihre Achtung ist für mich ein herrlicher Gesichtspunkt und wenn Sie mit mir zufrieden sind, so werde ich es auch mit mir seyn. Mein Glück ist also für die Zukunft gesichert. Wie können aber Sie meiner Aufrichtigkeit nöthig haben? Sie dürfen ja nur, um vollkommen zu werden, Ihren natürlichen Anlagen, oder höchstens den Anweisungen Ihrer Mutter folgen. Sie werden meine Aufrichtigkeit immer für Schmeicheley halten, denn ich werde nur lauter Gutes von Ihnen zu denken Gelegenheit finden. Glauben Sie mir: Ihre vortreffliche Mutter verhehlt Ihnen nichts, als einen Theil ihrer Freude über den glücklichen Erfolg ihrer Erziehung. Nur Einen Fehler läßt sie Ihnen: Ihre Unsichtbarkeit, und wenn Sie diesen je ablegen, so sind Sie versichert, daß Sie in meinen Augen, gesetzt daß Sie auch häßlich wären, immer schön seyn werden.

Anton.

Karoline antwortete hierauf:

Daß der Antheil, den mir meine Mutter an allem, was Sie betrifft, zu nehmen erlaubt, Ihre Pflichten in Freuden umschafft, macht mir überaus viel Vergnügen. Mein Alter theilt ohne Zweifel dem Ihrigen seine natürliche Fröhlichkeit mit, aber ich könnte dagegen sagen, daß das Ihrige dem Meinigen, ich weiß nicht, welche? ernsthafte Stimmung gibt. Die Idee, die Sie mir von mir selbst beyzubringen be.iebten, verleitet mich, einen Ton von Würde anzunehmen, worüber ich erröthe, eigentlich aber mich auslachen sollte. Ich betrachte mich im Spiegel und sage mir selbst: „das ist also der Kopf, „dessen Meinung und Achtung auf den Charakter eines Mannes, der vielleicht noch ein „Held wird, Einfluß haben soll.“ Ich bilde mir alsdann ein, selbst noch eine angesehene Rolle zu spielen; ich denke mich in Ihrer Zukunft als eine Person, die Theil an Ihrem Ruhme nimmt; ich bewundere mich in allem, was Sie Schönes und Erhabenes thun und bin stolzer darauf, als Sie seyn werden. Meine Mutter, welcher ich nichts, was in mir vorgeht, verhehle, findet, daß ich auf diese Art zu ernsthaft für mein Alter

träume, daß bey meinen Träumereyen etwas Thorheit mitunterläuft und daß ich meine Phantasie besser im Zaum halten soll.

Was Sie, mein Herr! anbelangt, so sehe ich Sie alle Begriffe, die man Ihnen von mir geben konnte, übertreiben. Sie halten mich für ein Wunder und wollen mich selbst mit ihren Täuschungen anstecken. „Wenn das so fort„geht,“ sagt meine Mutter, „so ist's mög„lich, daß euch beyden der Kopf vor lauter „guter Meinung, die ihr von einander habt, „schwindlicht wird.“ Lassen wir also — ich bitte Sie, — in Zukunft alles Persönliche weg und sprechen in unsern Briefen von etwas anderem, als von uns selbst. Ich habe über das, was ich lerne, über meine Bemerkungen, die mir die Lectüre und die Natur an die Hand geben, tausend Fragen an Sie zu thun. Sie, mein Herr! müssen aus Ihren Büchern und noch mehr aus dem Unterrichte eines Vaters, der viel in der Welt gelebt hat, täglich eine Menge, mir neuer, Kenntnisse einsammeln. Wir wollen uns einander unsere Zweifel vorlegen, wir wollen uns wechselsweise über unsere Neiguugen und Grundsätze befragen, wir wollen uns bisweilen in kleine Streitigkeiten über unsere Meinungen einlassen,

denn

denn meine Mutter gestattet einen Streit gern, so lange er in den Gränzen eines Zeitvertreibs bleibt, und, da wir beyde guten Willen und keinen Starrsinn haben werden, so werden wir oft das Vergnügen genießen, zuletzt Eines Sinnes zu seyn. Endlich sollen auch alle die kleinen Ereignisse unseres Lebens, aus denen sich irgend ein guter Gedanke schöpfen läßt, in unsern Briefen Platz finden, und ich will Ihnen nun mit einem Beyspiele vorangehen und erzählen, was mir gestern begegnet ist.

Ich gewann vor mehrern Jahren ein kleines Mädchen, Nahmens Mariane, aus einem benachbarten Dorfe lieb. Sie besuchte mich oft und da sie so sanft und freundlich war, gefiel sie mir überaus und ich hatte große Lust, sie bey mir zu behalten. Ich bezeigte meiner Mutter mein Verlangen. Wir wollen sehen, sagte sie, wann ihr beyde etwas mehr über die Kinderjahre hinaus seyd. Mariane war in meinem Alter, sie fühlte lebhaft, was ich für sie that und unsere süßeste Unterhandlung machten die Schilderungen aus, wie wir künftig miteinander leben wollten. Seit einiger Zeit besuchte sie mich seltener. Ich beklagte mich deswegen gegen sie. Sie ent-

entschuldigte sich und sagte: ihre Mutter liesse ihr nicht so viel Freyheit mehr.

Nun glaubte ich, die Zeit wäre da, meine Bitte zu erneuern. Alles, versetzte meine Mutter, was dir ohne deinen Nachtheil Freude machen kann, ist mir angenehm, aber Mariane hat, wie du, eine Mutter; hat sie diese schon darüber befragt?

„Nein! noch nicht.“

Damit hätte sie aber vor allen anfangen sollen.

Charlotte, so heißt Marianens Mutter, wurde zu uns gerufen. Ich durfte ihr mein Anliegen selbst vortragen und that es so sanft als ich nur konnte. Ich versicherte sie, Mariane sollte nur als Freundin bey mir seyn, ich würde nach meinen Kräften für sie sorgen und hoffte, meine Mutter würde ihre Freundschaft gegen mich zu vergelten die Güte haben. Die gute Charlotte hörte mich mit Rührung an und betrachtete ihre Tochter mit Augen voll Thränen. Mariane war ebenfalls bewegt, aber ihre Augen blieben trocken. Wenn Sie ihr Gutes thun wollen, antwortete mir ihre Mutter, so darf ich mich freylich nicht dagegen setzen und, ungeachtet ich sie in meinen alten Tagen, sehr nöthig gehabt hätte, trete ich sie Ihnen doch gerne ab.

Mariane erröthete, ergriff Charlottens Hand und drückte sie zärtlich an ihre Lippen, aber die Mutter weinte beständig und die Tochter vergoß keine einzige Thräne.

Geht, sagte meine Mutter, geht und laßt euch von meinen Leuten ein Frühstück geben, indeß wir beyde, meine Tochter und ich, die Sache überlegen wollen. So bald wir allein waren, fuhr meine Mutter gegen mich fort: wie ists? was dünkt dich jetzt von der Sache? Ist dein Entschluß noch der nähmliche?

„Ich weis es selbst nicht. Was ich so „eben gesehen habe, betrübt mich. Maria„ne hat kein so gutes Herz, als ich glaubte. „Es war eine Zeit, wo sie ihre Mutter so „sehr liebte, wie ich die Meinige. Lieber — „sagte sie damahls — wollte ich sterben, als ihr „Kummer machen. Ach sie hat sich sehr ver„ändert! und wie unzufrieden bin ich über „den geringen Grad von Rührung, den sie „gegen den Trennungsschmerz ihrer Mutter „bezeigte!“

Nicht sie, sondern dich, erwiederte meine Mutter, hast du deshalb anzuklagen Ursache. Du hast mit dem Ehrgeitze, den du ihr einflößtest, die Güte ihrer natürlichen Anlagen verdorben. Mariane besaß von Kindheit an ein fühlendes Herz. Sie hätte sich

glück-

glücklich geschätzt, die Gefährtinn, die Stüz-ze, der Trost ihrer Mutter zu seyn, aber du verdarbst alles, denn du brachtest ihr thörichte Hoffnungen und eitle Gedanken bey. Bedenke nur selbst was du thun wolltest: Marianen ihren Stand verleiden, ihr bey dir Gesinnungen, Gewohnheiten, einen Geist und Sitten beybringen, die sich nie für sie schicken; und deswegen wolltest du sie ihrer Mutter, ihrer natürlichen Gefährtinn, rauben! deswegen wolltest du diese arme Frau dem grausamen Zustande der Verwaisung und Verlassenheit aussetzen!

Sie können sich leicht denken, wie sich mein Herz bey diesen Worten beklommen fühlte. Ich suchte mit Thränen meine Absicht zu rechtfertigen.

Ja, meine Tochter! sagte meine Mutter, deine Absicht war gut, aber du ließest dich von einem Gefühle irre führen, gegen das man immer mißtrauisch seyn muß, ich meine vom persönlichen Eigennutz. Es verleitete dich zu glauben, du wolltest, troz der bestehenden Verhältnisse, in Marianen nur eine Freundin und Gefährtin haben und ihre Mutter würde glücklich seyn, wenn sie ihre Tochter bey dir wüßte. Du kanntest also nicht,

was

was ein Mutterherz ist? Du hättest es von dem meinigen abnehmen sollen. Doch du wußtest nicht einmahl, was in deinem eigenen Herzen vorging und ich muß es dich erst lehren. Es war dir nicht um eine Freundin, sondern um eine Person zu thun, die immer die Gefällige gegen dich spielte. Mariane, ich bemerkte es wohl, vergaß sich nie gegen dich und du selbst behandeltest sie nie wie deinesgleichen. Sie war dir nur angenehm, weil sie dir in allen Stücken nachgab und sich bescheiden und demüthig gegen dich betrug. Sieh! darum wolltest du sie ihrem Stande und ihrer Mutter entreißen. Laß sie immer in ihrem Dorfe eine ihren Pflichten und ihrer Bestimmung gemäße Erziehung erhalten, und wenn du ihr Gutes thun willst, so laß es uns für den Augenblick aufheben, da sie sich zu verheirathen gedenkt. Man muß, meine Tochter! wohlthätig seyn, aber nicht nach den Launen unserer Phantasie, sondern mit der richtigen Beurtheilung einer uneigennützigen Vernunft und einem von derselben geleitetem Gefühle.

Sehen Sie, mein Herr! diese herrliche und nützliche Lehre erhielt ich gestern Morgens von meiner Mutter und wie groß war meine

Freude, all mein Unrecht einzusehen, da Mariane mit ihren eigenen Thränen eben sowohl, als mit den Thränen ihrer Mutter benetzt zu mir zurück kam und voll Verwirrung, daß sie einen Augenblick im Stande war, sich von ihrer Mutter trennen zu wollen, uns beschwur, ihr ihren Fehler zu vergessen oder zu vergeben. Nun war die Beschämung an mir und ich schäme mich jetzt noch und büße dafür, indem ich es Ihnen gestehe.

Antonie.

Wie glücklich ist man, allzuliebenswürdige Antonie! antwortete ihr Karl, wenn man sich irgend eines aus Herzensgüte und bloßer Unschuld begangenen, unbedeutenden Fehlers mit so viel Sittsamkeit und Anmuth anklagen kann. Hätte der Himmel meinem Herzen die Eigenschaft der Aufrichtigkeit nicht gewährt und wäre sie nicht mein Stolz, so könnte mir sie schon Ihr Beyspiel und der Reitz, den Ihre Offenherzigkeit für mich hat, einflößen. Ich will Ihnen beweisen, daß Ihr Anton wenigstens einige Aehnlichkeit mit Ihnen hat. Auch ich will mich anklagen:

Als eines Tags mein Vater den Feldarbeiten mit dem Auge des Kenners nachsah, kam unser Gemeindevorsteher, um ihn über

etwas zu Rathe zu ziehen. Er fand mich alleine zu Hause und hatte die Güte, mir, indeß er auf meinen Vater wartete, zu erzählen, was ihn eigentlich hieherführte.

Des Abends vor dem Tage, da die Miliz ausgehoben werden sollte, war ein schöner, junger, lediger Mensch, der Geachtetste im ganzen Dorfe, Nahmens Firmin, zu ihm gekommen und hatte ihn gebethen, es heimlich so einzurichten, daß das Loos auf ihn fiele. Der Gemeindevorsteher wußte wohl, daß ihm in seinen Amtsverrichtungen kein Betrug erlaubt sey, allein dieser war den übrigen jungen Leuten im Dorfe so günstig und er that allen, indem er Firmins Verlangen erfüllte, einen wesentlichen Dienst, anstatt irgend jemand dadurch zu schaden. Demungeachtet wollte er, um desto gewisser nichts unanständiges oder ungerechtes zu begehen, meinen Vater über die Sache zu Rathe ziehen.

Ei warum? fragte ich den Gemeindevorsteher, läßt sich der junge Mensch, wenn er dienen will, nicht anwerben? Warum wartet er nicht wenigstens so lange, bis das Loos gezogen ist und biethet sich hernach für denjenigen an, auf welchen es fällt?

Das war auch schon meine Frage, erwiederte der ehrliche Gemeindevorsteher, allein Firmin hat, wie er sagt, seine guten Gründe, warum er nicht freywillig Dienste nehmen will.

Jenun! versetzte ich, wenn er Soldat werden will, so lasse man ihm seinen Willen. Da er es selbst verlangt, so können Sie ja das Loos ohne Bedenken auf ihn fallen lassen.

Gut, sagte der Gemeindevorsteher, ich wills so machen und Ihrem Herrn Vater mit meiner Auftrage nicht weiter beschwerlich fallen.

Ich versicherte ihm, mein Vater würde eben so wie ich denken. Der Gemeindevorsteher ging in vollem Vertrauen auf mein Wort uud unter großen Danksagungen, daß ich ihm aus seiner Verlegenheit geholfen hätte.

Als mein Vater des Abends vom Felde zurückkam, erzählte ich ihm den ganzen Vorgang als die einfachste Sache von der Welt und erstaunte nicht wenig, ihn darüber ernsthaft werden zu sehen. Du hast, sagte er, deine Meinung ein wenig leichtsinnig für die meinige ausgegeben. Ein anderesmahl antworte nicht so voreilig statt meiner! Du weist ja, daß unsere Köpfe nicht von einerley

ley Alter sind. Gott sey Dank, daß das Uebel noch nicht geschehen ist, fuhr er fort, und im Augenblick ließ er den Gemeindevorsteher bitten, zu ihm zu kommen und den jungen Menschen mitzubringen.

Beschämt schwieg ich, aber mein Vater, ohne sich weiter über meinen Fehltritt herauszulassen, sprach jetzt bloß von seinem Spaziergange und wie er seine Felder angetroffen. Sie können sich denken, daß mich diese gütige, nachsichtsvolle Behandlung lebhaft rührte. Der Gemeindevorsteher erschien bald mit dem jungen Menschen vor uns.

Wie alt seyd Ihr? fragte mein Vater Firmin.

„Zwanzig Jahre."

Habt ihr noch Eltern?

„Ach, leider habe ich meine Mutter schon verlohren!

Und wie alt ist euer Vater?

„Zwischen fünf und funfzig und sechs und funfzig Jahren."

Seyd Ihr der einzige Sohn?

„Nein! ich habe noch einen ältern Bruder."

Ist er, wie Ihr, ledigen Standes?

„Er? o nein! gnädiger Herr! er ist
„sogar gut verheirathet.“

Hat er Kinder?

„Das ganze Haus voll.“

Lebt Ihr in einem guten Verständniß
miteinander?

„Bis jetzt gings ganz gut.“

Ist euer Vater in guten Umständen?

„Er wars ehedem, ehe er alles hergab.“

Ehe er alles hergab?

„Ja, gnädiger Herr! mein Bruder hat
„alles, mein Vater aber und ich haben nichts.
„Der arme Mann glaubte, als er alles hingab,
„mit Fleiß und Zeit für mich auch noch was
„zu erwerben, allein Sie wissen, die Hoff-
„nungen der Landleute sind vergänglich; die
„seinigen sind zu Wasser geworden.“

Also, das ist die Ursache, warum Ihr
aus dem Hause wollt?

„Ja, ich muß aus dem Hause und aus
„dem Dorfe, ich kann nicht mehr dableiben.
„Nur soll mein Vater von dem Aerger nichts
„erfahren, den er mir gemacht hat. Er
„vergaß, als er meinen Bruder ausheirathe-
„te, daß er zwey Kinder hat. Darüber
„erlaubte ich mir keine Klage und hörte,
„Gott sey Dank! nie auf, ihn zu lieben

„und

„und zu verehren. Sogar mein Bruder „merkte mir nichts an. Ich arbeitete für „ihn; ich machte ihm keine Vorwürfe und „nie hätte ich erfahren, was der Neid ist, „hätte ich nicht die — —

Hier stockte er und mein Vater fuhr fort: die Liebe kennen lernen?

„Sie haben es errathen, gnäd'ger Herr! „die Liebe ists, die mich ruinirt, die mir „mein Leben verhaßt macht und die mich „zwingt, meinen Vater zu verlassen und mir „bey der ersten besten Gelegenheit, die ich „auffinden kann, den Hals zu brechen."

Bey diesen Worten sah Firmin, wie die Entschlossenheit selbst aus. Die Blässe der Verzweiflung überzog sein Gesicht.

Guter junger Mann! sagte mein Vater, ich begreife nun, warum Ihr gern den Vorwurf, Euren Vater zu verlassen, auf das Loos schieben möchtet, allein der Herr Gemeindevorsteher that nicht Unrecht, daß er Eure Zumuthung als einen Dienstbetrug für unerlaubt hielt. Seine genau vorgeschriebene und strenge Pflicht verbindet ihn, dasjenige vom Loose entscheiden zu lassen, was das Gesetz durch's Loos entschieden haben will. Eine einmahl übertriebene Vorschrift, würde

unverletzlich zu seyn aufhören, und Ihr begreift, was für Folgen die erste Amtsuntreue haben würde. Ihr erwartet sie also von ihm vergebens. Indessen sagt mir doch: was ist das für eine Liebschaft, die Euch zur Verzweiflung bringt?

„Ach! sagte Firmin, die Liebschaft ei„nes jungen Mannes ohne Vermögen mit der „Tochter eines reichen Mannes, der, wie „natürlich, sein Kind gut unterbringen will.“

Liebt Euch das Mädchen? — (Firmin bejahte es durch sein Stillschweigen) und gesetzt, Ihr fändet eine Versorgung, die Euch, wenn Ihr fleißig wäret, Euer gutes Auskommen zusicherte, würde sie Euch der Vater wohl dann geben?

„O ja! er mag mich wohl leiden; manch„mahl sieht es sogar aus, als ob er mein „Schicksal beklagte.“

Ey wenn sich die Sache so verhält, so hört: Ich verwalte seit zehn Jahren mein Gut selbst, ich weiß, was es erträgt. Wenn Ihr Euch getraut, mir es durch Arbeit und Oekonomie in gutem Stande zu erhalten und Euer Auskommen dabey zu finden, so will ichs Euch verpachten. Der Herr Gemeindevorsteher soll auf diesen Plan

Eure Heirath zu Stande bringen. Ein guter Vater wird auf diese Art für eine augenblickliche Schwäche, die er sich vielleicht weit mehr, als Ihr etwa glaubt, vorwirft, nicht gestraft werden.

Mein Vater hatte Recht. Firmins Vater kam, fiel vor ihm auf die Knie, benetzte seine Hände mit seinen Thränen und gestand, ohne ihn hätte ihn die Verzweiflung, seinen zweyten Sohn enterbt zu haben, gewiß noch das Leben gekostet.

Der Gemeindevorsteher empfing insgeheim von meinem Vater Geld, um denjenigen jungen Bauernsohn, den das Loos zum Soldatenstande treffen würde, durch einen Freywilligen zu ersetzen und Firmin, der in vierzehn Tagen sein Mädchen, das er so zärtlich liebt und von welcher er eben so geliebt wird, heirathet — Firmin hat nicht mehr Lust zu sterben.

Du siehst, sagte mein Vater, daß das, was dir so ganz einfach zu seyn schien, es doch nicht war. Handle in Zukunft bedachtsamer und gestehe zu deiner Strafe deine Uebereilung der klugen Antonie. Sie wird dich vielleicht noch sanfter auszanken als ichs that.

Anton.

Man sieht aus diesen Briefen, welchen Charakter von Zutrauen und Innigkeit ihre Verhältnisse annahmen. Ich könnte Bände damit anfüllen, wenn ich ihren Briefwechsel abschreiben wollte. Doch es ist schon genug, wenn ich nur die Quellen anzeige, die ihn unversieglich machten. Die Erscheinungen der Natur, schöne Gegenden, jene entzückende Schönheiten, die man beym Aufgang oder Untergang der Sonne oder bey einem Gewitter genoß, die Auftritte des Landlebens, die Zufälle, die diesem Leben Seele und Mannichfaltigkeit geben, die moralischen Eindrücke, die sie des Abends von ihren nützlichen Spatziergängen zurückbrachten, und noch in einem viel reichern Maße die Früchte ihrer Lectüre, die ungekünstelt sinnreichen Bemerkungen, die sie sich über die Sitten und Gebräuche der ältern und neuern Zeiten mittheilten, die Vergleichungen, welche sie zwischen schönen Handlungen oder großen Charakteren, deren Aehnlichkeit sie frappirte, anstellten — mit einem Worte, alles, was ein junges Gemüth interessiren und einer jungen Seele Schwungkraft geben kann, machte den Stoff ihres Briefwechsels aus und war in demselben mit einer Lebhaftigkeit der

Einbildungskraft und einer Wahrheit der Gedanken und Gefühle ausgedrückt, daß sich die Eltern darüber entzückt fühlten. Man sah, wie diese beyden jungen Leute an Kenntnissen zunahmen, die Blüthen derselben sich in ihnen entwickelten und Früchte trugen. War gleich Karls Ideengang regelmäßiger und sicherer, so hatte dagegen der Flug von Karolinens Geist mehr Behendigkeit und Schnellkraft; selbst dann, wenn ihre Begriffe nicht ganz richtig waren, zeigten sie doch Feinheit; ihre Irrthümer hatten wenigstens die Anmuth einer sanften Naivetät. Nie hatte ihr Gegner bey einem Streite mit ihr das Recht auf seiner Seite, ohne die geistvolle und reitzende Art bewundern zu müssen, womit sie Unrecht hatte.

Karl mischte beständig, ohne daran zu denken — oder vielleicht dachte er auch wirklich daran — unter das, was er sagte, irgend eine unmerkliche Anspielung, irgend einen leichten und verstohlnen Zug eines indiscreten Lobspruches, oder eines entschlüpften Gefühls, der eine mit ihrem einzigen Gegenstande unaufhörlich beschäftigte Seele verrieth. Er besaß das Geheimniß, Karolinen immer, was

er dachte, zu verstehen zu geben, ohne daß er fast jemahls von ihr selbst dabey sprach.

Die Folgen eines solchen dreyjährigen Briefwechsels kann man sich leicht denken. Man hatte von Zeit zu Zeit die grausame List, die Ankunft der Briefe zu verzögern und Gott weis! welch eine Nacht, welch einen Tag, welche Augenblicke, gleich Jahrhunderten, dann die beyden Unsichtbaren in Erwartung derselben verlebten! Karolinens Unruhe glich in einer solchen Lage der Zärtlichkeit einer Schwester, die über die Gesundheit eines abwesenden, herzlichgeliebten Bruders in Unruhe ist; aber bey Karln war die Ungeduld — Aufruhr und Qual eines Herzens, das sich kaum bändigen konnte. Da sein Vater sichs zu einem Geschäfte machte, ihn Selbstbeherrschung zu lehren, so verbarg er vor demselben die gewaltsamen Gemüthsbewegungen, die ihn herumtrieben, entzog sich seinen Blicken und suchte die Einsamkeit auf, um hier durch Seufzer seinem beklommenen Herzen Luft zu machen. Sein Vater behielt ihn dabey scharf im Auge, gab ihm freundliches Gehör, wenn er über den Verzug der Briefe gegen ihn zu klagen sich den Muth nahm und zeigte Theilnahme an seinem Zustande. Am Ende kam er alsdann

mit dem ersehnten Briefe in der Hand, sein Herz zu erleichtern.

Endlich, da man es für entschieden genug hielt, daß sich Karl und Karoline liebten, wie sich zwey Wesen lieben können, die sich nie gesehen haben, sagte die Mutter: Nun ist es Zeit, ihnen das Vergnügen zu verschaffen, sich einander zu sehen, doch dürfen sie sich nicht erkennen noch vermuthen, daß sie das nähmliche Paar sind, das sich bisher einander schrieb.

Wie? Gnädige Frau! versetzte Baranzai, noch eine neue Probe?

Allerdings, erwiederte sie, denn wie sind wir sonst sicher, daß sie sich, ihrer Gestalt wegen, eben so gefallen, als ihres Geistes und Charakters wegen? Das Letztere war allerdings der Hauptzweck, aber jene Nebensache ist doch auch von Bedeutung. Gesetzt, meine Tochter fände in den Augen Ihres Sohnes weniger Beyfall, als in seinen Gedanken, gesetzt, er wünschte, sie möchte noch schöner seyn, würde er alsdann so viel für sie fühlen, daß er sie den Schönsten ihres Geschlechts vorziehen könnte? Ich kenne die Gefahr, der sich Karoline aussetzt und ich will sie ihr nicht Preis geben. Hören Sie, wir

nehmen eine Reise, die uns wechselseitig von einander entfernt und ihre Verbindung auf eine Zeitlang aufhebt, zum Vorwande. Wir bringen mit unsern Kindern den Winter zu Paris zu. Dort lassen wir sie zu Gesellschaften, zu Soupers, bisweilen zu einem Ball zusammen einladen und sehen, was ihre wechselweise Zusammenkunft für einen Eindruck auf ihr Herz macht. Entspricht dieser Eindruck unsern Wünschen, so verstatten wir ihnen einige Augenblicke, ihren kleinen Roman anzuspinnen. Nur müssen wir uns jetzt aufs neue, Wort zu halten, versprechen, daß keines von uns beyden irgend etwas, das die Sache verriethe, sagen will. Ich verspreche es Ihnen meinerseits und verlange das nähmliche durchaus auch von Ihnen.

Varanzai gab sein Wort, zu schweigen, und nachdem alles abgeredet war, wurde gesagt, man habe eine Reise vor und während derselben müßte der Briefwechsel stille stehen. Diese Nachricht war für die Unsichtbaren wie ein Donnerschlag. Bald nachher erfuhr jedes von ihnen, daß man nach Paris gehe und einige Monathe daselbst verbleibe. Diese Nachricht, die ihnen beyden zu einer andern Zeit so viel Freude hätte machen können,

machte

machte sie jetzt traurig und mißvergnügt, denn sie sollten sich von einander trennen und so lange schweigen. Endlich begab sich Karl mit seinem Vater und Karoline mit ihrer Mutter nach Paris und was die Folgen dieser Reise waren, läßt sich leicht voraus sehen.

Es gibt für Seelen und Charaktere eine sehr wesentliche Quelle der Sympathie in der Natur. Sie ist die Uebereinstimmung der Neigungen, die Analogie des Humors, und entweder in der Denkungsart oder im Gefühle jene Harmonie, nach welcher die Natur zwey Seelen wie zwey zum Einklang organisirte Instrumente gebildet hat. So bald sich solche Gemüther begegnen und sich kennen lernen können, entsteht aus ihrer Aehnlichkeit und ihrer wechselsweisen Zusammenstimmung — Liebe.

Gibt es aber auch für Personen, die sich nie zuvor sahen und kannten, im Blick, im Ton, im Gesichtszuge eine Sympathie, die gleichsam electrisirt und im ersten Momente eine wechselsweise Liebe aufweckt? O ja, ich glaube es von solchen Herzen, die das Bedürfniß haben, ein dem ihrigen ähnliches zu finden. Lebhafte, leichtsinnige Gemüther sind für dergleichen plötzliche Zuneigungen nicht gemacht. Ihnen genügt Zerstreuung. Laßt

aber eine in sich selbst gekehrte Seele in ihrem melancholischen Zustande eine andere finden, die mit der ihrigen übereinstimmt, oder von der sie sich wenigstens schmeichelt, daß sie es thue — Laßt sie wechselsweise auf einem mit Schmerz oder Traurigkeit bezeichneten Gesichte in schmachtenden Blicken, in dem Ton einer gefühlvollen und sanft klagenden Stimme, die Anzeichen ihrer eigenen Leiden erkennen, — und Beyde fühlen sich vom Schicksal einander zugewiesen — Es ergreift sie ein gebendes und empfangendes Interesse und verknüpft sie ohne weitere Ueberlegung. So war der Eindruck beschaffen, den Karoline und Karl wechselseitig und zu gleicher Zeit aufeinander machten, als sie sich in der großen Welt begegneten.

An eine Lebensart gewöhnt, bey welcher kein Müssiggang statt fand, wobey sogar der Zeitvertreib nicht ohne Nutzen war, hatte Karl für das, was man städtische Freuden nennt, wenig Gefühl. Die leeren und unschmackhaften Besuche, die sich Müssiggang und Langeweile geben; der elende Unterhaltungston, wobey man nur spricht, um nicht stumm zu seyn; all die unbedeutenden und hundertmahl wiedergekäuten Neuigkeiten; die ephe-

ephemerischen Meinungen und vorübergehenden Moden; die Neuheiten, die an einem Tage ihr Daseyn erhalten und altern — das alles schien ihm weit eher einen Kreis von Pein, als einen Cirkel von Vergnügen auszumachen. Selbst die Schauspiele gewährten ihm selten Zeitvertreib und er fragte oft, ob sie denn das wirklich wären, was so viele Menschen und mit so großen Kosten zusammen bringe?

Man kann sich leicht vorstellen, woher die seinem Alter eben nicht sehr natürliche Menschenfeindlichkeit kam. Allerdings konnte seine einsame Erziehung eine Quelle derselben seyn, aber seine peinliche lange Weile in der Welt und in seiner eigenen Gesellschaft hatte noch eine andere Ursache. Sie war die Ungeduld einer von Zerstreuungen ermüdeten Seele unter einem Haufen gleichgültiger Gegenstände, die ihn dem einzigen Gedanken, womit er sich beschäftigen wollte, entrissen.

Auch Karoline hatte gute Gründe, das Pariser Leben nicht zu lieben. Sie wurde zwar nicht so zerstreut wie Karl, es kam ihr zwar nicht, wie ihm, alle Augenblicke etwas zu ungelegener Zeit in den Weg, allein sie hatte doch ihre Vögel, ihre Blu-

men, ihre Bäche nicht mehr — lauter Gegenstände, die ihren Phantasien ein dunkles Gefühl von Zärtlichkeit und süßer Empfindung gaben. Sie konnte nicht mehr die herrliche Luft jener Gebüsche einathmen, worinnen sie sonst Antons Briefe noch einmahl las. Ihre stillen Fluren hätten ihr von ihm erzählt; das Geräusch der Stadt sagte ihr nichts von ihm. Die ungekünstelte und einfache Anmuth, womit sie sich betrug, war unter Personen ihres Gleichen in der großen Welt etwas Fremdes, wobey sie immer aus der Fassung gebracht wurde. Die gezierte Art der Haltung, der Geberden und der Stimme der Letzteren machte ihr natürliches Wesen schüchtern. Wenn sie sich des Abends wieder mit ihrer Mutter alleine und frey befand, da warf sie sich von einem freudenleeren langen Souper ermüdet in die Arme derselben und sagte seufzend: „Jetzt hole ich erst wieder Odem!“ Die gute Frau von B. that, als ob sie diesen Seufzer nicht verstünde.

Endlich brach der große Tag an, an welchem Karoline und Karl aufhören sollten, für einander unsichtbar zu seyn. Es wurde bey einer gemeinschaftlichen Freundin, welcher man das Geheimniß anvertraute, ein kleiner

Ball veranstaltet und die Verabredung getroffen: Herr von Varanzai und Frau von B. sollten sich stellen, als ob sie sich bey dieser Gelegenheit zum erstenmahle sähen.

Frau von Telmon, die mit Frau von B. in einem Kloster erzogen worden war, hatte die Sitten, den Charakter und die kluge Denkungsart ihrer Freundin. Sie brachte auf dem Lande die schöne Jahrszeit zu. Dort hatte sie für ihre Kinder: einen Sohn und zwey reitzende Töchter, aus ihrem Studiensaale gleichsam einen kleinen Tempel der Künste gemacht, für deren Göttin man sie hätte ausgeben können. Sie besaß, wie nicht leicht eine andere Person, das Talent: die Gefühle der Eigenliebe in Wetteifer zu verwandeln und sie durch nützliche Erfolge zu gewöhnen, die der Eitelkeit für nichts zu achten. Die Glücksumstände, in die sie durch ihre Geburt versetzt war, hatten keinen Einfluß auf ihr glückliches Naturel. Einfach und bescheiden in ihren Neigungen, schätzte sie nur jene wahren Freuden, die kein Schicksal rauben kann und die gleich einem Gefolge tröstender und treuer Freunde eine edle und muthige Seele selbst in den Schoos des Unglücks begleiten.

Bey dieser liebenswürdigen Frau war es nun, wo Karl unter zwanzig Paar Tänzerinnen und Tänzern, die nichts als Freude athmeten, nur die ernsthafte Karoline bemerkte und Karoline schien ihrerseits nur den traurigen Karl wahrzunehmen. Sie tanzten beyde sehr gut, aber nachlässig, kalt und bloß, weil es sich für ihr Alter schickte zu tanzen.

„Das ist nun eine Person, sagte Karl „zu sich selbst, die ganz das Ansehen hat, „sich so wenig, als ich, aus dem Tanze etwas „zu machen. Eine schüchterne Grazie beglei„tet sie, heimlich und ohne ihr Wissen, auf „jedem ihrer Schritte: die Grazie der Unem„pfindlichkeit. Sie ist schön und ich wette, „daß sie es entweder nicht weiß, oder daß „sie keinen Werth auf ihre Schönheit setzt. „Ach das kömmt daher, daß sie nichts inter„essirt, oder daß das, was sie interessirt, sich „nicht hier befindet. Sie ist in Gedanken! „sollte sie wohl an einen Abwesenden denken? „O nein! dazu ist sie noch zu jung. Indes„sen muß sie doch schon funfzehn bis sechs„zehn Jahre alt seyn. Sechszehn Jahre? „so alt ist Antonie. Antonie ist kein Kind „mehr; ach daß sie doch hier wäre! Wo ist „sie? Denkt sie an mich? Ist sie in meiner

„Ab=

„Abwesenheit in Gedanken vertieft und trau„rig? Wenn sie wüßte, daß ich ferne v n „ihr auf dem Balle bin, daß ich mich ein m „so eitlen Zeitvertreib überlasse und daß ch „mich mit einem andern Gegenstande als mit „ihr beschäftige!“ Diese Betrachtung machte, daß er die Augen niederschlug und es eine Zeitlang nicht mehr wagte, sie zur Tänzerin aufzuheben.

Als der Tanz zu Ende war, ruhte Karoline in einem Winkel, Karln fast gerade gegenüber, aus, und hielt auch ihrerseits einen kleinen Monolog. „Das Gefühl der Theil„nahme hat doch etwas Mächtiges und Rei„zendes für den Menschen. Unter dieser „ganzen Menge junger Leute befindet sich „nur ein Einziger, der traurig ist und unglück„lich zu seyn scheint und dieser einzige firirt „mich. Ich betrachte ihn, ohne es zu wollen „und meine Blicke folgen ihm wider meinen „Willen. Ich möchte gern in den Seinigen „die Ursache seiner Traurigkeit lesen. Er „hat irgend einen Kummer auf dem Herzen, „den ich ihm lindern möchte. Ich dachte „nicht, daß ich so gut und so theilnehmend „wäre, aber ich freue mich nun, daß ichs „bin. Er betrachtet mich! — Er scheint es

„zu merken, daß ich ihn beklage! — Kömmt „es mir nur so vor, als ob er auch mich be„klagte? Ach ja! guter, junger Mann! „ich bin wohl auch zu beklagen! Du kannst „den schmachtenden Zustand, den ich in dei„nen Augen lese, auch in den meinigen er„kennen."

Am Schlusse des Balles hörten Karl und Karoline, daß Frau von Telmon ihre Eltern für den folgenden Tag zum Mittagsessen einlud. Karolinen machte diese Einladung eine eben so sanfte als reine Freude. Karls Gefühl darüber war lebhaft, aber verworren, unruhig. Als er Karolinen des andern Tags an der Tafel gegenüber saß, fühlte er sich ergriffen, verlegen, und konnte kein Wort sprechen. Selbst seine Augen war er, nicht ohne Erröthen, aufzuschlagen im Stande. Man hatte bisweilen die Güte ihn anzusprechen, aber er antwortete stockend und mit einer Stimme, die allein schon die Unruhe seines Gemüths, welche er zu verbergen suchte, verrathen haben würde.

Frau von Telmon gestattete ihren Kindern gerne eine unschuldige Freyheit. Sie gingen daher mit Karln und Karolinen nach der Tafel einige mahle im Garten auf und

ab spatzieren. Anfangs getraute sich keines von beyden Letzteren zu sprechen, endlich entschlüpften ihnen von Zeit zu Zeit einige Worte, jedoch ohne daß sie wagten, sich einander anzureden. Zuletzt knüpfte sich unvermerkt ein Gespräch zwischen ihnen an. Man war nicht mehr so schüchtern und wurde zuletzt lebhaft.

Noch nie hatte Karl eine Stimme gehört, deren Accent seinem Ohr und seinem Herzen so süß war, als der Accent von Karolinens Stimme, und Karoline hatte nie etwas rührenderes gesehen, als den Ausdruck des Blickes, womit Karl sprach. Sie sagten sich lauter unbedeutende Sachen, aber Jede hatte für sie einen ihnen bis jetzt unbekannten Reitz.

Was ihr Gespräch vollends interessant machte, war, indem sie von ihrer Heimat sprachen, die Entdeckung, daß sie unter einerley Himmelsstrich und beynah an den nähmlichen Ufern gebohren seyen. In dieser Entdeckung lag eben nichts sehr Wunderbares, denn es gibt ja der Landgüther viele an der Loire. Demungeachtet hatte sie für Beyde die Wirkung eines elektrischen Schlages und zwey an den Ufern des Ganges gebohrne Indianer hätten sich nicht stärker darüber verwundern können, sich zu Paris zu begegnen.

Nun rühmte man um die Wette die Thäler, die der Cher benetzt, die Wiesen, wodurch sich die Eise schlängelt. „Wie schön „ist dort der Himmel!“ sagte das eine — „und was wir für schöne Schattengänge haben!“ sagte das andere. „Wo sind die „Wellen der Bäche frischer und klärer? wo „ist die Luft reiner und balsamischer? wo „ladet ein Spatziergang zu mannichfaltigern „Freuden und zu süßern Phantasien ein?“

Alles, was man in der Touraine antrifft, findet man, wie ich glaube, auch an andern Orten und doch — sagte Karl — ist man nirgends so glücklich, als dort, und dies so bestimmt fühlbare Glück, das so schwer zu schildern und zu beschreiben wäre, ist gerade das Gegentheil von demjenigen, was man in Paris Glück nennt. Es bestehet in der Empfindung, die die Reitze der Stille, der Ruhe, der Einsamkeit gewähren. Es ist die Freyheit sich selbst zu leben und sich seinen Gedanken ungestört und ohne Reue zu überlassen.

Sie haben recht, erwiederte Karoline; und ihre Seelen waren entzückt, so harmonisch zu denken und zu empfinden.

Beyde, als sie nach Hause kamen, hingen ihren Gedanken nach und fanden in ihrem

Aben-

Abenteuer etwas Sonderbares. Das Erstaunenswürdigste war Karolinen, daß sie so viele Aehnlichkeiten zwischen Karl und Anton fand. Er hat, sagte sie zu sich selbst, eben die Neigungen, den nähmlichen Charakter, den nähmlichen Geist. Ich werde ihm schreiben, daß ich sein Ebenbild gefunden und daß ich ihn reden zu hören und zu sehen geglaubt habe. Dies wird keine Unwahrheit seyn, denn manchmahl war mir die Täuschung wirklich so groß, daß mir der Nahme Anton schon auf den Lippen schwebte. Was würde er sich wohl von mir gedacht haben, wenn ich diesen Nahmen genannt hätte?

Karls Gedanken waren nicht von so ruhiger Art. Er fühlte im Innersten seines Herzens, daß Karoline Antonien schadete. Ach! sagte er, warum ließ man mir sie nicht sehen? Ihr Bild würde alles verdrängen; es würde mir unaufhörlich vorschweben, mein Herz würde voll davon und einzig damit beschäftiget seyn. Ein Frauenzimmer, das man nicht sieht, mag noch so liebenswürdig seyn, eine Schönheit, die man vor sich hat, ist ihr immer gefährlich. Ist eine Schönheit, nichts weiter als schön, so stellt man ihr andere Reitze entgegen, vereinigt sie aber alle

Reitze in sich, wie kann man ihr dann wider=stehen? Und ist dies hier nicht der Fall? Welch eines liebenswürdigen Zuges kann ich mich von Antonien erinnern, den ich nicht auch bey Karolinen fände? Sie hat Antoniens Herz, ihren Geist, die Anmuth ihrer Spra=che, ihre ungeschmückte Naivetät, sogar den zärtlichen Antheil, den Antonie an mir nahm, glaube ich in Karolinens Blick wie=der zu finden, und läse mir Karoline mit ihrer sanften Stimme Antoniens Briefe vor, ich würde glauben, sie selbst zu hören. Inzwi=schen ist doch Karoline nicht Antonie und Diese darf und will ich allein lieben. Ich habe mich dazu anheischig gemacht, ich habe es ihr hundertmahl in meinen Briefen verspro=chen. Kann ich mein Wort brechen, das sie für so heilig, für so unverletzlich hält? Nein, täuschen will ich dich nicht; im vollen Ver=trauen, von mir geliebt zu werden, gehst du, nicht wie ich, darauf aus, in irgend einer Aehnlichkeit eine Entschuldigung für Treulo=sigkeit aufzusuchen, denn am Ende ists doch nur Untreue, ich mag ihr einen Anstrich geben, welchen ich will. Ach wie weit ist mein Herz von jener Delicatesse, von jener zärtlichen Nai=vetät entfernt, die ich so sehr an dem ihrigen schätzte!

Karl!

Karl! sagte sein Vater, der ihn aus seinem nachsinnenden Zustande ziehen wollte, Karl! wir müssen der Frau von B. einen Besuch abstatten. Ich war gerade gegenwärtig, als sie die Frau von Telmon und ihre beyden Töchter auf übermorgen zum Souper einlud. Sie hat mir, als ihrem Nachbar auf dem Lande, die Ehre gethan, mich ebenfalls dazu einzuladen. Es schickt sich nicht anders, als daß wir sie morgen besuchen.

Karln war bey diesen Worten, wie einem ist, der unvermuthet eine große Gefahr erblickt. In der That war ihm diese Bekanntschaft auch wirklich gefährlich. Er waffnete sich mit Muth und las bis zu dem Augenblick des Besuchs unaufhörlich in Antoniens Briefen, um sich stärker zu machen.

Karoline, die ebenfalls den Zustand ihres Herzens ernstlich untersucht hatte, setzte sich in Vertheidigungsstand und versprach, ihrem Anton treulich, ihm nicht einmahl mit einem einzigen Blicke untreu zu werden. Man kann sich daher nichts frostigeres und zurückhaltenderes denken als die Art, wie sie Karln empfing und sich während des Besuchs, der ihrer Mutter gemacht wurde, gegen ihn betrug.

Karl benahm sich seiner Seits so schüchtern und so ernsthaft, daß die beyderseitigen Eltern nicht wußten, wie sie daran waren.

So bald die Mutter mit ihrer Tochter allein war, sagte sie: ist das nicht ein junger, feiner und sehr bescheidener Mann? Schade! daß er so traurig ist. Hat er vielleicht irgend einen geheimen Kummer?

Ach, meine Mutter! antwortete Karoline seufzend, wer hat ihn nicht?

Ja, ja, ich weiß es wohl, du hast auch den Deinigen, aber nur Geduld, der Frühling kehrt bald zurück und mit ihm die Liebe. Der zärtliche Anton wird von Antonien nicht immer so getrennt bleiben.

Gerührt und voll Verwirrung fiel Karoline in die Arme ihrer Mutter, an deren Busen sie ihre Röthe verbarg. O, gute Mutter! rief sie, erlauben Sie mir unterdessen seine Briefe wieder zu lesen, ich bedarf so sehr dieses Trostes.

Auf diese Art nahm auf beyden Seiten die treue Liebe zu dem nähmlichen Mittel ihre Zuflucht und brachte Tag und Nacht damit zu, sich das Herz mit dem Andenken an den ersten Gegenstand seiner Liebe und an die davon empfangenen Eindrücke zu stärken.

Des

Des andern Tags verließ Karoline ihre Lektüre nicht eher, als bis man ihr die Ankunft der Fräuleins von Telmon zu wissen machte. Wenige Augenblicke nachher wurden auch die beyden Herren von Varanzai angemeldet. Bey diesem Nahmen veränderte sich der sanfte und fröhliche Ton, womit Karoline ihre junge Freundinnen empfangen hatte, plötzlich in den kältesten Ernst.

Die Fräuleins von Telmon erstaunten, Karln und Karoline wechselseitig so bestürzt zu sehen, aber je mehr sie sich Mühe gaben, sie aus ihrer peinlichen Lage zu ziehen und aufzuheitern, desto mehr verdoppelten sie die Verlegenheit derselben. Pauline von Telmon war diskret und gab ihre Bemühungen auf, aber die lebhafte Emilie, die in ihrer Naivität nicht zu begreifen im Stande war, wie eine vor ein paar Tagen so gut angesponnene Freundschaft sich auf einmahl wieder so ganz aufgelößt haben könne, ging in der Meinung, bescheiden genug zu seyn, wenn sie einem jeden nur in's Ohr flüsterte, von einem zum andern und sagte jedem leise: Aber mein Gott, wie kömmt's, daß Sie heute so kalt gegeneinander sind? Sind sie etwa brouillirt! Beyde antworteten, man

brouillire sich nicht, wenn man sich erst kennen zu lernen anfange. Emilie ließ sich von dieser Antwort nicht abweisen. Sie versicherte eine sichtbare Veränderung an beyden zu bemerken. Ey! sagte sie, Sie waren ja vorgestern so freundschaftlich gegen einander, als man nur seyn kann! was ist aus der zufriednen Miene, die sie beyde hatten? was aus dem fühlbaren Interesse geworden, das aus ihren Augen glänzte, als sie uns die Touraine so sehr lobten? Man kann in der Welt nicht einverstandner und harmonischer seyn, als sie es waren. Heraus also mit der Sprache, was ist vorgegangen? was macht sie beyde so ernsthaft und so frostig?

In welche Verlegenheit diese zudringlichen Fragen Karln und Karolinen versetzten, kann man sich leicht vorstellen. Sie antworteten: man sey nicht immer so lebhaft zu seyn im Stande, als man es werde wenn man von seinem Vaterlande spreche. Man müsse auch die Heiterkeit und Munterkeit Anderer Personen nicht nach seiner eigenen abmessen wollen. Das thue ich auch nicht, versetzte Emilie. Ihre Heiterkeit war auf dem neulichen Balle nicht von meiner Art, und doch sah jeder=

jedermann, daß sie in keiner wechselseitigen Verlegenheit waren. Auf dem Ball, erwiederte Karoline, an welche Emilie ihre Rede gerichtet hatte, kannten wir uns ja noch gar nicht; wir sahen uns zum erstenmahle und sprachen kein Wort miteinander.

„Aber ihre Augen! liebe Freundin! ihre „Augen, die waren anders, wie heute, gestehen Sie es nur."

Karolinen war bestürzt und beschämt darüber, daß sogar ein Kind das Geheimniß ihres Herzens ihr abgemerkt hatte. Die Schamröthe bedeckte ihr Gesicht. Es traten ihr die Thränen in die Augen.

Ich kann Ihnen nicht leugnen, liebe Emilie! versetzte sie, daß ich einen Kummer habe; fragen Sie mich aber nicht, welchen? sondern erinnern Sie sich, daß es eine Pflicht der Freundschaft ist, in die Geheimnisse unserer Freunde nie tiefer einzudringen, als sie es uns erlauben wollen oder dürfen.

Emilie erröthete bey diesen Worten und legte sich und Karolinen Stillschweigen auf, aber beym Aufstehen von der Tafel hatte sie ein kleines Tete-a-Tete mit Karln, wobey sie ihm einen tüchtigen Verweis gab.

Ich weiß nicht, sagte sie, und will es nicht wissen, was zwischen Ihnen und meiner lieben Karoline vorgefallen ist, denn Diskretion ist ein wesentlicher Theil der Freundschaft. Unsere gute Mutter gestattet uns, ja sie muntert uns auf, freundschaftliche Verbindungen einzugehen, aber bey solchen Verbindungen erlauben wir uns kein schmollendes Wesen. Dies gibt dem Menschen ein übles Ansehen, beunruhiget und verdirbt alle Freuden. Ohne zu untersuchen, wer recht oder unrecht hat, lassen wir unsere Freunde nicht länger als eine Viertelstunde miteinander brouillirt seyn. Ich sehe deutlich: Sie und Karoline sind es. Das muß nicht seyn. Ein so gut gearteter, so wohlerzogener Mann, wie Sie, muß es ja fühlen, daß die frostige, traurige, studirte Miene, die Er gegen Karolinen annimmt, aufs mindeste nicht verbindlich ist. Ich weis nicht, ob sich Karoline darüber beleidiget fühlet, ich würde es an ihrer Stelle seyn, und daher nehme ich mir die Freyheit, von Ihnen zu fordern, daß sie sich bey meiner Freundin entschuldigen, sich vor allen Dingen bessern und in unsern gesellschaftlichen Kreis, wenn sie anders dazu gelassen werden

den wollen, künftighin immer die Politesse mitbringen, die ihnen natürlich ist und die Niemand mehr in seiner Gewalt hat, als Sie, sobald Sie liebenswürdig seyn wollen.

Karl gestand durch die ernste und strenge Miene, womit ihn Karoline empfangen, schüchtern gemacht worden zu seyn. Er betheuerte, daß er allen ihrer Grazien und ihren Reitzen Gerechtigkeit wiederfahren lasse und es ihr selbst zu sagen bereit sey, wenn sie ihn anhören wolle.

Herrlich! versetzte frölich die unschuldige Emilie; wenn man sich nur über eine Sache spricht, alsdann klärt sich alles auf.

Emilie schlüpfte nun zu Karolinen, die sich mit ihrer Schwester ganz allein unterhielt. Liebe Freundin! sagte sie, Karl hätt' Ihnen was zu sagen, nehmen Sie ihm aber nicht den Muth dazu, ich bitte, denn Sie sind die Ursache seiner Schüchternheit.

Als sich nun Karl mit Karolinen alleine sah, rafte er alle seine Vernunft und Tugend zusammen und fing mit allen seinen Grundsätzen einer ritterlichen Redlichkeit an: Fräulein! nichts ist dem Anschein nach sonderbarer, als mein Betragen gegen Sie. Man hat mir Vorwürfe darüber gemacht und

dies nicht ohne Grund. Um mich richtig zu beurtheilen, hätte man in das Innerste meines Herzens dringen müssen und hiezu hat niemand als Sie und ich ein Recht. Sie sollen erfahren, was darinnen vorgeht. Ich bin jung und nicht gefühllos. Das Schicksal hat gewollt, daß ich mich mit einer jungen liebenswürdigen Person verbunden habe. Ich habe die zärtlichste Zuneigung zu ihr und habe es ihr in dem Augenblicke gestanden, da ich fühlte, daß ich sie liebte. Sie ist gegen das Geschenk, das ich ihr mit meinem Herzen, mit meinem Worte, mit jedem Augenblicke meines Lebens machte, nicht gleichgültig geblieben. Sie verläßt sich auf den Schwur meiner Treue, ich wage es zu behaupten, daß wir, wenn ich mein eigener Herr gewesen wäre, uns ungestört und glücklich geliebt haben würden; aber leider führte man mich nach diesem Paris, wo man alles und sogar das Seltenste und Köstlichste antrift, was die Natur besitzt: die mit allen Reitzen der Unschuld geschmückte Schönheit. Ich sah Sie, Fräulein! und mich ergriff wider meinen Willen, ich weiß nicht welche Unruhe, welches Verlangen Sie entweder immer oder nie wieder zu sehen. Von diesem Augenblicke

cke an bin ich in einem steten Kampfe mit mir, ich hänge noch an dem Gegenstande meiner ersten Liebe; aber Ihr Bild verfolgt mich und macht ihm meine Gedanken streitig. Noch bin ich, dem Himmel sey Dank! nicht untreu geworden, aber ich fühle, daß ich Sie, um es nicht noch zu werden, nicht mehr sehen darf.

Karoline hörte ihn mit niedergeschlagenen Augen an und bewunderte, in sich selbst gekehrt, die Redlichkeit, Aufrichtigkeit und das offene Betragen dieses jungen interessanten Mannes. Ob es gleich sehr süß wäre, sagte sie endlich, von einem so tugendhaften Herzen, wie das Ihrige ist, ausschlüßlich geliebt zu werden, so freue ich mich doch, daß eine andere Person, als ich, der glückliche Gegenstand Ihrer Liebe ist. Meine Lage hätte mir nicht erlaubt, Ihren Wünschen zu entsprechen. Auch ich habe mit Einwilligung meiner Mutter eine Zuneigung gefaßt, auf die ich unmöglich Verzicht thun kann und es wäre Schade, wenn derjenige, der sich bey seiner Liebe so würdig, geliebt zu werden, beträgt, nicht auch eben so geliebt würde, als ers verdient. Ich leugne Ihnen nicht, daß ich den zärtlichsten Antheil,

den

den Sie an mir nahmen, bemerkt und daß ich besorgt habe: er möchte zu weit gehen, dies machte mich so schüchtern und so traurig. Ich könnte es mir nie vergeben, wenn ich Ihnen die Süßigkeit eines Gefühles verbitterte, das Sie glücklich machen muß, und es hängt meine Ruhe davon ab, daß die Ihrige nicht weiter gestört werde. Daher gebe ich Ihrem Entschlusse, mich nicht mehr zu sehen, meinen vollen Beyfall und ich weiß ein Mittel, wie es ohne Aufsehen geschehen kann. Wie ich glaube, ist die Rückreise meiner Mutter in unsre friedliche Einsamkeit nicht ferne; ich will sie beschleunigen.

Nein! sagte Karl, es ist meine Sache, meinen Vater zu bewegen, mich an jene Ufer zurückzuführen, die mir jetzt theurer und interessanter als jemahls sind, da ich weiß, daß sie Sie gebohren werden sahen.

Nach dieser Unterredung war Karl und Karoline auf eine traurige Art zufrieden mit sich selbst. Ihr Herz fühlte sich halb erleichtert, aber ohne Freude. Sie waren stolz auf den Muth, den sie hatten, und wünschten sich nicht ohne Seufzer zu dem eben gefaßten Entschlusse Glück.

Die Eltern hatten die Bewegungen der jungen Gesellschaft beständig im Auge und ließen sich keine einzige entgehen. Ihre Beobachtungen schwebten zwischen Hoffnung und Furcht. Emilie, sagte Frau von Telmon, spielt eine Rolle; dies ist ein gutes Zeichen, es ist sicher etwas interessantes vorgegangen.

Ey! — sagte Herr von Baranzai zu seinem Sohne, als sie beyde von der Gesellschaft nach Hause gekommen waren — wie mich dünkt, so fängst du an, Geschmack an der Unterhaltung mit diesem Fräuleins zu finden und hast deine Zeit nicht übel zugebracht während wir Triktrak spielten. Es sind artige Mädchens, das ist nicht zu leugnen, insonderheit hat die kleine Emilie eine gewisse Feinheit, die Geist verräth.

„Sie haben recht mein Vater" erwiederte Karl frostig.

Ihre Schwester scheint, ungeachtet sie noch jung ist, einen gebildeten Verstand zu haben.

„In der That, sie ist sehr vernünftig."

Du sagst nichts von Karolinen, unserer Nachbarin auf dem Lande? Sie ist schön; das ist aber auch alles; nicht wahr?

 „Wie

„Wie, mein Vater? das wär auch al-
„les? wollte der Himmel! ihre Schönheit wä-
„re der einzige und der gefährlichste ihrer
„Reitze. Ich habe Ihnen nie etwas ver-
„hehlt, ich kann es auch itzt nicht thun. An-
„tonie, selbst Antonie, ist gewiß nicht interes-
„santer und liebenswürdiger als Karoline und
„wenn ich die Letztere noch lange sähe, so
„weis ich, ich gestehe es Ihnen aufrichtig,
„so weis ich wahrlich nicht, welche von bey-
„den in meinem Herzen den Vorzug behal-
„ten würde.“

Ey, mein Sohn, was sagst du mir da? du wolltest jenem liebenswürdigen Frauenzimmer, das dich auf Treu und Glauben liebt, untreu werden?

„Nein, mein Vater! fürchten Sie nichts,
„ich habe schon das zuverlässigste Mittel da-
„gegen ergriffen.“

Und das wäre?

„Eine Person nicht wieder zu sehen, die
„ich zu sehr fürchten müßte.“

Aber, mein Sohn! dergleichen Bekanntschaften lassen sich ohne Beleidigung des Wohlstandes nicht auf der Stelle abbrechen.

„Wie? was ist leichter, als daß Sie sa-
„gen, Ihre Abwesenheit erfordere meine Ge-

„genwart auf Ihrem Guthe. Bleiben Sie „hier und lassen Sie nur mich in jene Ein„samkeit zurück, in welcher ich mir und der„jenigen, der ich angehöre, bald wieder aus„schlüßlich zu leben hoffe. Mein Vorsatz „hiezu ist gefaßt und ich läugne Ihnen nicht, „mich selbst gegen Karolinen dazu verpflichtet „zu haben, als ich ihr gestand, was mich sie „zu fliehen nöthigt.“

Beleidigte sie dein Entschluß nicht?

„O im mindesten nicht. Sie lobte viel„mehr meine Treue, meinen Muth und ver„sicherte mich, es würde, wenn sie meine „Ruhe störte, für sie ein Unglück seyn. Sie „hat mir sogar etwas entdeckt, das mich allein „schon zu meinem Entschluß gebracht hätte, „dies ist aber ihr und nicht mein Geheimniß, „folglich muß ichs verschweigen.“

Darauf ist nichts weiter zu sagen, versetzte der alte Baranzai. Wenn du willst, so reisen wir. Mich hält hier nichts zurück; nur müssen wir, um nicht das Ansehen zu haben, als ob wir uns unsichtbar machten, Abschied nehmen.

Weißt du, sagte Frau von B**, die noch desselben Abends durch ein Billet des Baranzai von allem, was vorgegangen war,

benachrichtiget wurde, weißt du, meine Tochter, daß unsere Nachbarn auf dem Lande übermorgen von hier weggehen?

„Ich vermuthete es, antwortete Karo„line, es thut mir leid, ich wollte lieber, daß „wir, wo möglich — —

Wie! wir?

„Ach ja, daß wir sie diesen Winter ruhig „zu Paris hätten zubringen lassen.“

Sind denn wir an ihrer Abreise schuld?

„Freylich sind wirs,“ erwiederte Karoline und erzählte nun mit ihrer Naivetät, was ihr begegnet war.

Das ist, sagte die Mutter, doch ein sehr fataler Streich.

„Ach, wenn er von unangenehmen Fol„gen für ihn wäre, ich könnte mich nicht trö„sten.“

Bey diesen Worten flossen von ihren Augen zwey Thränenbäche. „Stellen Sie sich, fuhr sie fort, „die Lage dieses jungen Man„nes vor, der so voll Redlichkeit, Aufrichtig„keit, Gefühl und Wahrheit ist, wie Anton. „Er liebt, wird wieder geliebt und ist glück„lich. Nun sieht er mich; ein, ich weis „nicht, welches Verhängniß, führt uns drey„mahl zusammen und sein Glück ist gestört,

„viel=

„vielleicht für das ganze Leben vergiftet. Ach, „meine Mutter, wie fein und fürchterlich ist „doch das Gift der Liebe!“

Ey meine Tochter, ich will nicht fürchten, daß es dich auch angesteckt habe?

„Ich besorge es nicht, doch weis ich „nicht, was das für eine Traurigkeit, für „ein Mitleid, für ein Schmerz ist, den ich „bey Karls Unglück empfinde. Lassen Sie „uns reisen, liebste Mutter, ich bitte Sie, „ich habe nöthig, mit Ihnen allein zu seyn. „Lassen wir diesen jungen Mann zu Paris sich „zerstreuen, mich vergessen, ich werde ruhig „werden, wenn er es ist und nicht mehr an „mich denkt.“

Tröste dich, mein Kind! dies Unglück, das dir so groß zu seyn scheint, ist vielleicht nicht unheilbar, wahrscheinlich kommen sie beyde, um Abschied zu nehmen. Du hast Ursache, diesen jungen Mann zu schätzen, empfange ihn gut und laß in seiner Seele ein sanftes und tröstendes Andenken von der Achtung zurück, die du ihm bezeigtest; sie ist ein Balsam für Wunden, die eine unglückliche Liebe schlägt.

Des andern Abends machte Varanzai mit seinem Sohne den Abschiedsbesuch. Eine bittre und tiefe aber stille Traurigkeit war auf Karls Gesicht ausgedrückt. Karolinens Blässe zeigte, wie sehr ihr Gemüth von seinem Zustande ergriffen war. Man hatte Mitleiden mit ihrem Stillschweigen. Der Vorwand einiger Aufträge für die Touraine dienten dem Vater und der Mutter zu einer Veranlassung, sich in ein anstoßendes Kabinet zu begeben und die beyden Liebenden allein zu lassen.

Welch' ein Augenblick begann nun!

Leben Sie wohl, Fräulein! fing Karl mit niedergeschlagenem Blicke an. Leben Sie wohl! Werden Sie bisweilen einen Mann beklagen, der so glücklich war, eh' er Sie kennen lernte, und der jetzt, nachdem er Sie gesehen hat, wenigstens auf lange Zeit unglücklich seyn wird?

Bey diesen Worten, die er mit der eindringendsten Stimme aussprach, sah er aus Karolinens schönen, von Schamhaftigkeit zur Erde gefesselten Augen, einige Thränen herabstürzen.

Dem

Dem Reitz dieser Thränen zu widerstehen, war ihm unmöglich. Er ergrif eine ihrer Hände, die sie ihm willig überließ. O Antonie! rief er, welches Opfer bist du nicht werth, aber wie groß ist auch dasjenige, das ich dir bringe!

Karoline begann bey dem Nahmen Antonie dergestalt zu zittern, daß es ihr die Stimme benahm: Antonie? sagen Sie, o Himmel! Karl, sollten Sie Anton seyn?

„Leider bin ichs."

Ey dann halten Sie ja Antoniens Hand in der Ihrigen!

„Wie? Antoniens Hand in der Meinigen? großer Gott, welches Glück bereitete man uns! Wir waren also unsere eigenen Nebenbuhler?"

Bey dieser entzückenden Freude liefen die Eltern hinzu und fanden ihre Kinder auf den Knieen einander gegenüber in einer unbeschreiblichen Entzückung.

Nun meine Kinder! sagte Baranzay, wenn Eure Ehe nicht die innigste und zärtlichste ist, die es jemals gab, so wird es nicht unsere Schuld seyn; wir haben gewiß zur

Gründung eures Glückes alle mögliche Maßregeln ergriffen. Jetzt hängt es von Euch ab, dieses Glückes sich weise zu bedienen und es zu einer unerschöpflichen Quelle für Euch zu machen.

„Das ist es für uns von diesem Augenblick an," riefen die beyden Glücklichen. —

Der Fischteich.

Eine Idylle

nach Keratry.

Lycas ging einst am frühesten Morgen nach dem Teiche, worinnen er zu fischen pflegte. Heute war sein Fang glücklicher, als je. Schon um Mittag konnte er zurückkehren. In der einen Hand trug er sein Wännchen voll goldner Karpfen, in der andern Stange und Netz. Der Schweiß floß ihm vom Angesicht, aber er achtete dessen nie, wann er Unterhalt für seine Kinder gewann. Heute noch — sagte er jetzt zu sich selbst — will ich die Hälfte von diesen Karpfen verkaufen und die andere kann mich und meine Kinder einen oder zwey Tage erhalten. Während er sich so mit seinen Gedanken beschäfrigte, ward er von Ferne Alexis und den kleinen Milon gewahr. Sie hielten sich einander bey der Hand und gingen dem Vater entge-

gen. Ihn von weitem zu erblicken und ihm entgegen zu hüpfen, war Eins. Jeder wollte ihm zuerst um den Hals fallen. Alexis kam früher. Milon eilte mit seinen Füßchen so schnell nach, als er konnte und sagte weinend: „Mein Bruder ist älter als ich; „wenn er mir keinen Vorsprung läßt, komm „ich immer zu spät." Du hast recht! versetzte Lycas, das Spiel ist sonst ungleich. Dafür will ich euch beyde zugleich umarmen. Im Augenblick umschlangen, gleich einem Blumengewinde, die vereinten Arme der beyden Kinder den Nacken des guten Vaters, dann sagte Alexis:

Alexis. Vater! du bist abgemattet und der Schweiß träufelt dir das Angesicht herab. Laß uns dort im Schatten ausruhen! Ich will dein Netz auf der Flur ausspannen, es ist naß, aber die Sonne wird es bald wieder trocknen.

Milon. Ja, lieber Vater! komm und ruhe im Schatten. Mein Bruder und ich, wir wollen unterdessen miteinander spielen, oder, wenn du lieber willst, uns an deine Seite setzen und mit dir plaudern.

Lycas.

Lycas. Wir wollen plaudern, Kinder! Wir wollen uns dorthin setzen, wo die Eiche und die Buche aus Einer Wurzel entsprossen zu seyn scheinen, um ihre buschichten Aeste desto inniger ineinander schlingen zu können. Hier ist das Netz, Alexis! und du Milon! siehst du die Felsengrotte? Sie ist kühl, nimm die Fische und leg sie dort auf frisches Gras! Geh aber nicht zu dem blühenden Weißdorn; die Fischer meiden sorgfältig die Blüthe dieses Gesträuchs.

Der kleine Milon, nachdem er die Fische in der Grotte auseinander gelegt hatte, setzte sich auf des Vaters Schoos und Alexis kam auch bald an seine Seite, worauf Lycas also sprach:

Ihr kennt beyde den Teich, wovon ich eben herkomme. Ihr habt euch schon oft an seinem glatten Spiegel gebadet und vertreibt euch manchmahl an seinen Ufern die Zeit, indem ihr kleine Fische aufsucht. Hört, meine Kinder! Nicht von jeher war dieser Teich; er ist erst seit kurzer Zeit entstanden.

Alexis. Ey Vater! wir möchten wohl wissen, wie es zuging.

Lycas. Ich will's euch erzählen. Damahls waret ihr beyde dem Augenblick nahe, in der Flut zu ertrinken, aber die guten Götter halfen mir euch retten. Nun werden es bald fünf Jahre. Der Winter hatte die Gebirge mit Schnee bedeckt und ihre beeisten Spitzen glichen in der Ferne den schimmernden Wogen des Weltmeers. Die Vögel fanden nirgends Nahrung. Viele stürzten von den Wipfeln der Bäume herab und versanken in den tiefen Lagen des Schnees. Die Schäfer gingen wenig aus ihrer rauchigten Hütte. Sie fürchteten, zu erstarren vor Kälte und unter ihr Strohdach nicht mehr zurückkehren zu können. Einigen ging es wenigstens so. Ihre Freunde fanden sie auf der Straße in tiefen Todesschlaf versenkt — kalt und leblos, wie die Erde, worauf sie lagen. Als ich eines Abends auf der Schwelle unserer Thür sitzend den Verwüstungen des Winters nachsann; siehe, da überflogen plötzlich düstre Wolken den Himmel. Die Natur war, einen Augenblick, still wie ein Grab. Bald begann aber das Laub längst dem Thale zu beben. Ich hörte den Sturm dumpf in der Ferne brüllen und die Wolken in Ströme verwandelt weilten nicht auf un-

sere Hütten herabzustürzen. Ich verwahrte, so gut ich konnte, die Unsrige vor ihrer Wuth und schickte mich zum schlafengehen an. Ehe ich die Augen schloß, sah ich euch noch einmahl an — Ihr schliefet mitten im Aufruhr der Natur, im Frieden! Dank euch, ihr Götter! sagte ich bey diesem Anblicke, Dank euch, daß ihr auch zürnend die Unschuld noch schützet! Ach, die Götter zürneten damahls gewiß; denn als die Schäfer des Thales erwachten, sahen sie sich von einem unbekannten Meere umflossen. Auch ich stand auf. Tosend fiel noch der Regen vom Himmel und überschwemmte, vom geschmolzenen Schnee geschwellt, die Fluren. Gesträuche, Scheunen — alles war dahin. O meine Kinder! Viele Schäfer starben damals in den Fluten — Eure Mutter lebte nicht mehr. Ihr Ueberrest ruhte schon seit einigen Jahren in der Grabesstätte, die ich ihr nicht weit von unserer Hütte bereitet und mit dem schönsten Rasen bedeckt hatte. Jetzt suchten meine Augen diese Stätte vergebens. Das Wasser stand hoch über dem Grabe. —

Ohne mich lange zu besinnen, nahm ich euch auf meine Arme. Ich hoffte den Fuß des Gebirges zu erreichen, aber ich konnte

euch

euch nur auf den großen Felsen dort flüchten. Die Tiefe des Wassers hinderte mich weiter zu gehen. Viele Schäfer retteten sich auf den nähmlichen Felsen. Sie waren blaß wie der Tod und voll Verzweiflung. Einige von ihnen stießen unbesonnene Reden aus, andere wälzten sich wüthend auf der Erd. Ich — drückte euch fester an meine Brust. Eure kleine Wangen hingen sich an die Meinigen. Der Regen benetzte unser Gesicht und unsere Thränen mischten sich unter den Regen.

Oft erhob ich meine Augen um Hülfe flehend zum Himmel. Wand ich sie abwärts, so sah ich die Dächer der Hütten und das Stroh der Scheunen vorbeyschwimmen, sah die Heerden umsonst gegen die Wogen kämpfen und — untergehen. Endlich wuchs das Gewässer zu unsern Felsen heran. Jede Hoffnung der Rettung verschwand. Da kam er auf einem gebrechlichen Nachen rudernd einher — der gute Fischer Telestes! Noch seh' ich ihn, wie er allen Gefahren zu unserer Rettung trotz bot. Er mußte sich durch Eistrümmer und Bäume, die der Strom mit sich fortschleppte, einen Weg zu uns bahnen. Wie oft zitterte ich, nicht sowohl

wohl für uns, als vielmehr für ihn! Endlich gelang es ihm mit Mühe, am Felsen zu landen. „Freunde, rief er, rettet euch ohne Zeitverlust! Lycas, nimm du das Ruder und hilf mir.“ Wohl hätte er nicht nöthig gehabt, mir es zu heißen. Ach meine Kinder! die Begierde, euch und die Schäfer, die in den Nachen sprangen, zu retten, gab mir beynah übernatürliche Kräfte. Wir stiegen glücklich am andern Ufer des Thales ans Land.

Telestes machte sich noch einmahl auf den Weg zum Beystand der Unglücklichen, die durch den Sturm geängstiget, die Spitze eines fernern Felsens zu erklimmen suchten. Ungeachtet sie weit von uns waren, hörten wir doch ihr Jammergeschrey. Wir konnten sehen, wie sie mit der einen Hand ihre Kinder an die Brust drücken, indeß sie mit der andern ihren Gattinen fortklettern halfen.

Viele Schäfer zogen einen Nachen herbey, den ersten besten, den sie auf dem Strande des nahen Sees fanden. Ich übergab euch den Händen eines Freundes, sprang in den Nachen und steuerte nach dem Felsen. Telestes kam vor mir dahin. Nach Hülfe begierig sprangen alle Schäfer mit Weibern

und Kindern in seinen Kahn und beschwerten ihn zu sehr. Voll Freude, Viele seiner Brüder zu retten, achtete Telestes dessen nicht und ruderte muthig von dannen. Ich folgte dem göttlichen Manne zitternd für ihn und seine Gefährten! Lange schonten die schwimmenden Inseln von Eis seines Nachens und schienen schon von ferne, ihm auszubeugen. Endlich aber trieb die wogende Fluth einen Eichenstamm quer in den Weg. Telestes eilte auf den Rand des Schiffes und suchte ihm mit dem Ruder eine andere Richtung zu geben. Nicht umsonst pochte mein Herz, als ich's gewahr ward. Der Fuß glitschte ihm aus. Er fiel und — verschwand unter den Inseln von Eis. In dem Augenblick wurden die Schäfer, die er führte, ein Spiel der Wellen und des Windes. Wohin sollt' ich zuerst? Vergebens bemüht' ich mich, Telestes zu Hülfe zu eilen. Bereit in die Fluthen zu springen und ihn schwimmend zu retten hörte ich der Schäfer, die der Strom mit sich fortriß, Jammergeschrey. Hier war es um die Rettung Vieler, dort um die eines Einzigen zu thun. Ich gab meinen Freund mit Thränen auf und führte die führerlosen Schäfer ans Land.

Wir fanden Telestes da, wo das Thal sich endet, tod. Wir gruben ihm auf dieser Stelle sein Grab und deckten es mit Rasen. Rundum pflanzten wir traurige Weiden und Cedernähnliche Pappeln, als Denkmähler unseres Schmerzens bey seinem Verluste. Ueber sein Grab hingen wir an einen Ast einen Eichenkranz mit der Innschrift auf:

„Die der Todesgefahr entrissenen Schäfen.“
„Dem Fischer Telestes.“

Es ist ein heiliger Tag für uns — der Tag, da alle Schäfer des Thales zu seinem Grabe wallen und Thränen und Blumen seinem Schatten opfern!

Das Gewässer verfloß. Einem vom Sturm zerrissenen Fels entquoll ein Bach, der nun an dem Ort unserer vorigen Hütte den Teich bildet. Zwar haben wir nicht weit nach der See, aber der Teich ist fischreich; ich werfe fast allein mein Netz in seine Spiegelfläche. Die Erinnerungen, die er in mir erweckt, ziehen mich an seine Ufer. Des Sommers, wann unter der Sonne brennenden Strahlen unsere Fluren lechzen, ragt die Stelle unserer Hütte aus seinem Gewässer wieder hervor und dann dank ich aus

der Tiefe des Herzens den Göttern, euch gerettet zu haben.

So sprach Lycas. Seine Kinder zitterten jetzt noch vor der überstandenen Gefahr. Er nahm sie bey der Hand und führte sie an den Fuß des Felsen, worauf sie Rettung gefunden. Milon und Alexis entzogen ihre Hände dem Vater, stiegen auf den Fels und knieten nieder. O mein Vater! sprach Alexis, o mittleidiger Fischer! dessen Asche nahe bey diesem Felsen ruht — Zwey Kinder, die du rettetest, segnen dich, so lange sie leben. O ihr Götter, gebietet dem Gewässer, daß es das Grab des Mannes in Ehren halte, der sich zum Besten seiner Brüder in den Tod gab und Lycas lebe das längste Leben in seiner Familie Schoos.

So bethete Alexis, indeß Milon kniend seine kleinen Hände ineinandergeschlagen zum Himmel emporhielt. Nach verrichtetem Gebeth gingen sie wieder zum Vater hinab, der sich glücklich schätzte, seine Kinder so gefühlvoll zu sehen, sie an das Ufer des Teiches führte und sprach:

Seht ihr dort den Platz unserer Hütte; dort erblicktet ihr zuerst das Tageslicht. Kommt hie-

hieher meine Kinder! Ihr könnt zwischen jenen Weiden in der Mitte eines Rosengebüsches einen kleinen Hügel mit weißen Blümchen wahrnehmen. Betrachtet ihn wohl, diesen Hügel, er ist das Grab eurer Mutter. Lange suchte ich es vergebens, aber, nachdem ich's mit Hülfe meines Kahns entdeckt hatte, belegt' ich's mit Rasenstücken, damit es aus der Fläche des Teiches hervorragt und mein Auge bisweilen darauf ruhen kann.

Zärtlich sahen Alexis und Milon nach dem Grab, da aber die Sonne sich neigte, führte sie Lycas von dannen. Ungern folgten sie ihm. Lieber hätten sie noch länger nach der Mutter Grab geblickt. Sie würden die Blümchen beneidet haben, die darauf blühten, hätten sie beneiden gelernt. Auf dem Rückwege mußte der Vater viel von der Mutter wiedererzählen und ihnen versprechen, sie wenigstens einmal des Jahrs in seinem Kahn zu dem Grabe zu führen, das sie dann mit den schönsten Blumen des Thales zu bestreuen und mit ihren Thränen zu benetzen, sich vornahmen.

Ohne Besorgniß hatte Lycas mit seinen Söhnen das Netz auf der Flur und die Fische in der Grotte zurückgelassen, sie fanden al-

les wieder, denn damals hatten die Menschen voll Vertrauen zu ihren Brüdern noch keinen Begriff, wie es möglich sey, sich etwas auch nur zu wünschen, was einem Andern gehörte. Alexis nahm das Netz, Milon die Fische und so ging die glückliche Familie nach ihrer Hütte, die kein Schloß und Riegel versperrte und deren Thür ein leichter Druck öffnete.

Der Ring des Gyges.

Erzählung nach La Dixmerie.

Wohl dem Manne, sagte Leuxis, der einen wahren Freund und eine treue Geliebte besitzt! Werde ich aber diese beyden Güter jemahls finden, so wie ich mir sie denke? Ich verlange erstlich, daß ein Mann, aus eignem Herzensantrieb, mein Freund sey, zweytens verlang' ich, daß mich ein Mädchen eben so sehr meinet= als ihrentwegen liebe. Mein Freund darf nicht immer recht haben wollen; meine Geliebte darf selten Unrecht haben. Mein Freund soll meine Geliebte liebenswürdig finden, sich aber, weil sie meine Geliebte ist, enthalten, sie zu lieben. Meine Geliebte muß für meinen Freund Hochachtung haben, weil er mein Freund ist; nur nicht lieben darf sie ihn, denn ich will, daß sie sonst niemand als mich liebe.

Diese und eine unzählige Menge anderer eben so unthunlicher, wenigstens nicht sehr üblicher Dinge forderte Leuxis. Sie machten den Inbegriff seiner Wünsche aus, und er glaubte nichts Anderes wünschen zu müssen. Er war reich genug, um vom Volke verehrt zu werden und weise genug, um der Freundschaft der Großen aus dem Wege zu gehen. Er liebte sein Vaterland, hatte sein Leben schon dafür aufs Spiel gesetzt, ehrte seinen Fürsten, verlangte von ihm nichts, lebte als Philosoph und war noch nicht dreyßig Jahre alt.

Eines Tages streifte er an den Gränzen Lydiens, das ihn gebohren werden sah, herum. Plötzlich fiel ihm ein Greis in die Augen, der vergebens bemüht war, sich aus einem tiefen See herauszuarbeiten. Der Alte schien verlohren zu seyn. „Den Göttern sey Dank! das ist vielleicht ein Freund, den mir das Schicksal zuweiset, wenigstens habe ich hier eine Gelegenheit, etwas Gutes zu thun“ rief Leuxis, sprang in den See und in wenig Augenblicken hatte er, nicht ohne Gefahr seines Lebens, den Greis auf dem Trocknen. Kann ich dir sonst einen Dienst leisten? fragte Leuxis. Nein — erwiederte der Unbekannte — Du hast mir den einzigen erwiesen

sen, dessen ich bedurfte. Nichts ist billiger, als daß ich Dich nun dafür belohne. Nimm hier diesen Ring; ihm verdankte ich einst eine Krone. Vielleicht hast Du ihm einmahl noch mehr zu verdanken.

Leuxis ergriff den Ring und sah mit Erstaunen den Greis plötzlich eine majestätische Gestalt annehmen. Du siehst hier! fuhr der Letztere fort, einen der ersten Lydischen Könige vor Dir. Mein Nahme war Gyges. Das heißt genug gesagt, wie nützlich Dir der Ring seyn kann. Ich liebte mein Volk. Ich beging nie mit Willen eine Ungerechtigkeit, aber aus Schwachheit duldete ich Eine und aus Stolz machte ich sie nicht wieder gut. Diese einzige That brachte mich um das Glück, in der kleinen Zahl der gerechten Könige aufgenommen zu werden. Die Götter verurtheilten mich zu der häßlichen Gestalt, in welcher Du mich sahst, und in diesem See so lang zu bleiben, bis ein Vorübergehender mich aus bloßem Edelmuthe herausziehen würde. Ich habe hier, manches Jahrhundert lang, schwimmen müssen! Die Gegend wird wenig besucht, und die Wenigen, welche vorbeygingen, versagten mir ihren Beystand, oder leisteten mir schlechte Hül-

se. Ich will sie Dir, der Reihe nach, erzählen:

Zuerst kam ein Priester des Bel. Er ging nach Babylon, um einen Collegen, seinen Freund, von seinem Platz zu verdrängen. Er gab mir seinen Segen, ohne sich weiter um mich zu bekümmern;

Ihm folgte ein junger Babylonier. Er eilte, über und über parfümirt, zu Hectors und Andromachens Hochzeitfest. Die Besorgniß, sich zu beschmutzen, erlaubte ihm nicht, mir beyzustehen. Ferner erschienen:

Zwey Lydische Schäfer. Sie zogen mich aus dem See; aber sie liefen sogleich zu einer Schäferin, um den Kuß abzuhohlen, den sie demjenigen von Beyden versprochen hatte, der am besten schwimmen würde.

Ein Chaldäischer Sterndeuter. Ich glaubte, er käme mir zu Hülfe, allein er fiel in den See, den er nicht gewahr wurde und bedurfte selbst meines Beystandes, um wieder ans Land zu kommen. Im Weggehen versicherte er mich: im Zeichen der Fische gelesen zu haben, daß ich noch eine halbe Stunde schwimmen würde, ohne zu ertrinken.

Ein Poet. Er zog mich aus dem See und zwang mich, 8000 Verse von ihm dafür anzuhören;

Ein junger Lydier. Sein Mädchen war ihm so eben untreu geworden. Er wünschte mir Glück dazu, daß ich im Begriff stünde, zu ertrinken.

Eine junge Lydierin. Sie lief hastig auf mich zu, aber eben so schnell wieder fort, so bald sie meine weißen Haare sah.

Ein Frömmling. Er hätte mir gern geholfen, aber die Bethstunde rief ihn anderswohin.

Von dieser Art waren die Beyspiele, deren Gyges eine lange Reihe anführte. Sie bewiesen insgesammt, daß er, ohne Leuxis Ankunft, noch viele Jahrhunderte hätte schwimmen können. Er erzählte sie dem Letztern, weil er glaubte, es könnte ihm diese Erzählung nützlich seyn und verschwand, so wie er damit zu Ende war, vor seinen Augen.

Zweytes Kapitel.

Leuxis dachte nun nach, welchem Gebrauch er von dem Ringe machen wollte. Die Kraft, die er hatte, seinen Besitzer un-

sichtbar zu machen, war ein treffliches Mittel, die Treue einer Geliebten und die Aufrichtigkeit eines Freundes zu erproben. Er beschloß, ihn hiezu zu gebrauchen, seufzte aber darüber, daß die Schwäche der menschlichen Natur dergleichen Proben nothwendig mache.

Indeß er seinen Gedanken freyen Lauf ließ, führte ihn ein Fußsteig in ein einsames Thal. Hier weckte ihn plötzlich ein fürchterliches Geschrey aus seinen Träumereyen. Er eilte dem Laute nach und erblickte einen Räuber, der ein junges Mädchen nach einem benachbarten Wald schleppte. Ein altes Mütterchen folgte Beyden mit wüthendem Lärm. Da muß ich zu Hülfe eilen, rief Leuris, mag es auch gehen, wie es will?

Der Räuber machte sich gefaßt, seinen Raub aufs äußerste zu vertheidigen. Glücklicher weise war Leuris nicht minder tapfer, stark und gut bewaffnet. Er hätte von seinem Ringe Gebrauch machen können, aber er hielt es nicht der Mühe werth und tödtete seinen Gegner mit überlegener Macht. Es lief zwar nicht ohne Wunden für ihn ab, doch waren sie nicht gefährlich.

Das junge Mädchen lag unterdessen in Ohnmacht und das alte Mütterchen befand

sich

sich nicht viel besser. Der Sieger versagte ihnen zum zweytenmahle seinen Beystand nicht und so sah er sie in kurzer Zeit voll Dankbarkeit zu seinen Füssen. Er hob sie beyde auf und das Mütterchen zuerst. Wie?— sagte Dieses — Du hast aus bloßem Edelmuth Dein Leben gegen den Räuber für uns gewagt? Komm tapferer Unbekannter! komm mit uns in unsere Freystätte, erhohle Dich bey uns von Deinem Kampfe. Wir wollen Dich warten und pflegen. — Leuxis ließ sich nicht zum zweytenmahle bitten. Er ging mehr aus Neugierde mit, als daß er Pflege nöthig gehabt hätte. Die junge Person sah ihn bisweilen an, er — sah fast nichts mehr als sie und brauchte nicht lange Zeit, um sich zu sagen, daß er den Händen des Räubers eine Schönheit entrissen habe, die den mächtigsten Monarchen der Welt zu fesseln verdiente.

Unterwegs erzählte ihm das Mütterchen: sie und ihre gerettete Nichte, Palmis, kämen so eben von Dianens Fest zurück. Beyde waren in der That auch so gekleidet, wie sich nur die Jungfrauen tragen dürfen, die sich dem Dienste dieser Gottheit gewidmet haben. Ferner erfuhr er auch von dem Mütterchen,

sie und ihre Nichte hätten die Erlaubniß sich so zu kleiden und sie insbesondere würde diese Tracht nicht mehr ablegen. Das letztere kümmerte Leuxis wenig, aber, was Palmis für einen Entschluß fassen würde, war ihm nicht gleichgültig, denn schon erwachte in ihm der Wunsch, sie Dianens Dienst zu entziehen.

Endlich kam man vor einem Gebäude an, das einmahl den Titel eines Schlosses geführt haben mochte und von dem Mütterchen noch jetzt mit diesem Titel beehrt wurde. Man ging über eine Brücke, die ganz unnütz war, denn der Graben war mit Schutt angefüllt. Eine Sclavin, dem Ansehen nach eben so alt als das Schloß, öffnete ein von Würmern zernagtes Thor. Etliche zerstümmelte Meubeln zierten den Saal, in den man Leuxis führte. Alles hatte das Gepräge der verwüstenden Zeit oder des Mißgeschicks. Inzwischen dünkte hier unsern Leuxis die junge Lydierin doch eine Venus unter den Ruinen ihres Tempels zu seyn.

Palmis sah mit einem reitzenden Wesen nach den Wunden, die er für ihre Rettung empfangen hatte. Ihre Hand zitterte; Ihm klopfte das Herz und das Wasser, womit sie

die Wunden auswusch, schien ein Feuer zu seyn, das durch alle seine Adern lief. Wie gern hätte er ihre wohlthätige Hand geküßt! Er erstaunte, nicht Muth dazu zu haben.

Man bereitete unterdessen die Abendmahlzeit. Die alte Tante hohlte den Ehrenbecher herbey, dessen sich ihre Familie seit drey Generazionen nur an Festtagen bediente. Es ist, sagte sie zu Leuxis, über funfzig Jahre, da flüchtete sich ein Babylonischer Statthalter, der seinem Herrn die Wahrheit tüchtig gesagt hatte, zu uns auf unser Schloß und trank aus diesem Becher! Ach ists mir doch, als ob's erst gestern gewesen wäre. Was das für ein galanter Mann war! Er sagte mir in zwey Tagen mehr schöne Sachen, als mir in dreyßig Jahren vorher nicht gesagt worden sind.

Leuxis ahmte den Babylonier nach, doch nur bey Palmis. Sie antwortete beynahe nicht auf seine Reden, doch lieh sie ihnen mit sichtbarem Vergnügen ihr Ohr. Da sie mit den regelmäßigsten und rührendsten Zügen die offenste Miene verband, so wars nicht möglich, Verdacht gegen sie zu schöpfen. Klarer sieht man durch das reinste Glas das schönste Portrait nicht, als ihre Seele sich in ihren

ihren Blicken abspiegelte. Leuxis verlängerte seinen Aufenthalt, so lang es nur der Wohlstand erlaubte. Er bedauerte gewissermaßen, nicht gefährlicher verwundet worden zu seyn, doch man gestattete ihm sehr gerne, wiederkommen zu dürfen und er bediente sich dieser Erlaubniß, wie ein im hohen Grade verliebter Mann. Er erschien schon wieder nach zwey Tagen und hatte selbst diese zwey Tage zu sonst nichts angewendet, als an Palmis zu denken. Sie schwebte ihm vor — mit allen Reitzen geschmückt, die die Natur verschwenden kann und an die die Kunst ihre Hand noch nie legte. Seine lebhafte Phantasie kam ihm dabey trefflich zu statten und doch — als er Palmis wiedersah, schien ihm das Original seine Kopie noch unendlich zu übertreffen. So gings ihm, so oft er sie wiedersah. —

Wie glücklich bin ich! rief er. Endlich hab' ich erhalten, wornach ich schon so oft vergebens strebte: eine Geliebte, die mich zu lieben weis, und doch nicht genug weis, um mich zu hintergehen. O köstlicher Ring! Deinem Einflusse habe ich unstreitig diesen Fund zu verdanken! Du verschaffest Gyges

eine

eine Krone, aber Gyges würde gerne seine Krone um eine Palmis hingegeben haben!

Schon war ein Monath verflossen und Leuxis liebte Palmis immer mehr und mehr. Seinem Glücke fehlte nur noch Eins — aber dies Eine konnte ihm, wie er wohl voraus-sah, nicht mehr lange fehlen, nur wollte er Palmis Unschuld schonen. Diese Unschuld, die sie noch immer besaß, abgerechnet, hatte ihm Palmis alle Beweise von Liebe gegeben, die ein schamhaftes und aufrichtiges Mädchen geben kann und solche Beweise wiegen viele andere auf. Indessen wandelte ihn einmahl die Lust an, den Kasten seines Ringes zu drehen, das heißt, sich unsichtbar zu machen. Seine Absicht dabey war nicht, um das, was er in Güte zu erhalten hofte, zu rauben, oder irgend einen Verdacht aufs Reine zu bringen, denn er hatte keinen, sondern blos um das Vergnügen zu genießen, Palmis ungesehen zu sehen. Seinem Vorhaben gemäß that er, als ob er Abschied nähme und fortginge, aber er kehrte sogleich unsichtbar um, voll Entzücken seiner reitzenden Geliebten nun auf jedem Schritte unbeobachtet folgen zu können.

Pal-

Palmis versank in ein sanftes, tiefes Nachdenken. Ach! sagte Leuxis vor Freuden außer sich zu sich selbst — an mich nur allein denkt sie!

Die Nacht kam. Das Schloßthor wurde geschlossen. Aber endlich klopfte man an demselben auf eine Art, die ein geheimes Verständniß verrieth. Die alte Sclavin lief so eilig als sie nur konnte, fort und öffnete die Thür einem Eremiten, den die alte Tante mit Freuden empfing. Das Alles hatte im Grunde wenig zu bedeuten, doch es kam noch anders. Palmis umarmte mit Entzücken den Einsiedler und der Einsiedler liebkoßte sie mit dem Feuer eines Liebhabers. Beyde vergoßen Thränen. — Sie vergießen Thränen der Freude! sagte Leuxis zu sich selbst, indeß ich vor Wuth weinen möchte! Er blieb unbeweglich und wie versteinert, doch immer unsichtbar, stehen. In diesem Augenblick ging der Eremit mit der alten Tante und Palmis in ein anstossendes Gemach und schloß die Thür so schnell hinter sich zu, daß ihnen Leuxis nicht folgen konnte. Nun war es für Diesen ein neuer Kummer, daß ihn sein Ring in keinen flüssigen und ätherischen Körper verwandeln konnte, womit er der Treulosen

durch

durch das Schloß der Thüre nachzueilen im Stande gewesen wäre.

Doch auch dies war noch nicht Alles. Der Eremit kam spät in der Nacht aus dem Gemache wieder heraus und ging ganz fort. Was sollte Leuxis thun? ihm auf dem Fuße folgen und ihm mit Gewalt das Geständniß, in welchen Verhältnissen er mit Palmis stehe, abnöthigen? oder sollte er bleiben, sich der Undankbaren zeigen, ihr ihre Treulosigkeit vorwerfen und sie dann auf immer verlassen? Während er so hin und her überlegte, entfernte sich der Eremit immer mehr und mehr und am Ende hatte er von allem, was er thun wollte, nichts gethan. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als sich noch einige Tage zu verstellen und unterdessen genau Acht zu geben, was im Innern und Aeußern dieses verdächtigen Hauses vorgehe. Man ließ ihn nicht lange auf neue Entdeckungen warten. Um die nähmliche Stunde, zu welcher sich der Eremit eingefunden hatte, fand sich in der folgenden Nacht ein Soldat ein, klopfte eben so heimlich am Thor und wurde auf eben dieselbe Weise von der Sclavin, von der alten Tante, ja was noch mehr ist, eben so feurig von der Nichte empfan-

gen. Es wurde noch ärger — Palmis gab sich alle Mühe den Soldaten in den nähmlichen Saal zu ziehen, worinn der Eremit die vorhergehende Nacht zugebracht hatte. Leuxis würde vielleicht seinen Nebenbuhler, den man ihm vorzuziehen wagte, auf der Stelle niedergestossen haben, hätte nicht die Antwort des Soldaten seine Wuth ein wenig gemäßigt. „Ich kann, sagte Dieser zu Palmis, ich kann kein Wort weiter sagen; ich eile, wohin mich meine Pflicht ruft und vielleicht der Tod erwartet. Denke stets meiner und vergiß nicht, wer du bist.“ Palmis konnte nicht antworten. Sie sank halb leblos in die Arme der Tante und ihrer Sclavin, indeß der Soldat mit dem Ausdrucke der vollsten Verzweiflung aus dem Schlosse eilte.

Leuxis hatte jetzt wieder etwas mehr kaltes Blut und Philosophie. Die letzten Worte des Soldaten gaben ihm von demselben einen ziemlich guten Begriff und er hätte dem Mädchen ihre Liebe zu seinem Nebenbuhler vergeben, hätte sie Ihm nur nicht so viel Liebe bezeigt. Auch konnte er ihr nicht verzeihen, daß sie ihre Liebkosungen an Jeden verschwendete. — Indessen wollte er sehen,

wie

wie weit sie die Verstellung treiben würde, und sogleich machte er sich sichtbar. Palmis, noch ganz kraftlos, schien bey seinem Anblicke vor Freuden außer sich zu kommen. Ha! die Treulose! sagte Leuris zu sich selbst, Ihrem Gesichte steht jeder Ausdruck zu Geboth! Sie spielt mit jedem Gefühle, ohne ein einziges zu haben.

Ach! fing Palmis an, Du hättest zu keiner gelegenern Zeit kommen können.

Ja wohl! versetzte Leuris, ich kam zur rechten Zeit.

Der Ton, womit er diese wenigen Worte aussprach, machte Palmis bestürzt. Sie forschte in seinen Augen, was ihn dazu veranlasse, aber sie ward nichts darinnen gewahr, als Wuth. Götter! rief sie, muß mich denn heute Alles zu Boden schlagen!

Die Situazion, erwiederte Leuris spöttisch, ist freylich kritisch. Zwey Liebhaber in Einer Nacht zu verliehren, ist hart — doch es bleibt Dich ja noch ein dritter übrig, zwar ist er nicht so jung als die zwey andern, aber —

„Himmel, wie beleidigend! wie ungerecht! Du bist grausam."

Palmis Stimme stockte. Sie sank in die Arme ihrer Tante. Diese wollte, zu gleicher Zeit, ihr beyspringen und Leuxis eines Bessern belehren. Wahrhaftig! fing sie an, die jungen Leute sind zu beklagen! Sie wissen sich doch gar nicht zu verstehen oder einander zurecht zu weisen; ja; wenn wir es nicht für sie thäten! Hör also mit zwey Worten, was die Sache eigentlich für eine Beschaffenheit hat. Sie begann nun eine Vorrede, die eben so unverständlich als lang war. Während derselben kam Palmis wieder zu sich. Leuxis wartete nur darauf, um sich zu entfernen und entfloh mit der Hastigkeit eines Mannes, der sich fürchtet, seine Leidenschaft möchte ihn zurückhalten. Es hatte ihm schon genug gekostet, mit ihr zu schmollen — Jemand wehe thun war ihm eine Pein — und Palmis Ohnmacht kam ihm auf dem ganzen Wege nicht aus dem Sinn. Doch — rief er endlich, nachdem er lange genug darüber nachgedacht hatte — was will auch eine Probe dieser Art sagen? Wer weiß nicht, daß jedes Mädchen die Kunst besitzt, zu rechter Zeit in Ohnmacht zu fallen!

Drittes Kapitel.

Unmuthsvoll über die Treulosigkeit des naivsten weiblichen Geschöpfs, und doch entschlossen, das, was er in Palmis zu finden glaubte, anderswo zu suchen, ging Leuxis seines Wegs weiter. Ein Gehölz und eine Ebene bothen ihm zweyerley Straßen an. Sie führten beyde nach einerley Gegend, aber die durch den Wald war die gefährlichere, er wählte also diese. Kaum war er im Dickicht, so stürzten zwey Räuber über ihn her. Leuxis saß das Herz auf dem rechten Flecke und er war ohnehin im übelsten Humor. In wenig Minuten hatte er einen von den zwey Räubern zu Boden gestreckt und den andern jagte ein Unbekannter, den der Weg unvermuthet hieherführte, in die Flucht. Leuxis dankte dem Unbekannten, der von einer sehr einnehmenden Gestalt war, für die ihm großmüthig geleistete Hülfe. Du machst Dich über mich lustig, versetzte der Ankömmling, ist man nicht auf der Welt dazu da, sich solche kleine Gefälligkeiten zu erzeigen? Ich habe hundertmahl mein Leben für meine Freunde aufs Spiel gesetzt und werde es auch künftig gerne für einen Mann thun, der mein Freund noch werden kann. Siehe da! —

sagte Leuxis zu sich selbst — ein Held in der Freundschaft! Sie schickt mir ihn, ohne Zweifel, in den Weg, um mich für die Launen der Liebe zu entschädigen.

Leuxis setzte mit dem Unbekannten seinen Weg weiter fort. Der Letztere gab sich ihm bald zu erkennen. Es fand sich, daß sie Nachbarn waren; ein neuer Grund für Beyde in nähere Verbindung miteinander zu treten — denn so gar nahe Nachbarn waren sie nicht, daß sie sich, wechselsweise zu hassen, Ursache gehabt hätten. In kurzer Zeit waren sie unzertrennliche Freunde. Leuxis vergaß die andere Hälfte seines Vorhabens, vielleicht erlaubte ihm auch der Gedanke an Palmis nicht, an ihrer Stelle eine Andere aufzusuchen. Ach undankbare, treulose Palmis! — rief er oft — wem ist mehr in der Welt zu trauen? Wer wird mich nicht hintergehen, da du mich hintergingst?

Bragantides machte ihn oft zum Vertrauten seiner glücklichen Abentheuer. Ach — sagte Leuxis — vielleicht bist Du immer auf Kosten eines Dritten glücklich! Freylich, erwiederte Bragantides, aber desto süsser ist mein Triumph. Von zwey Weibern, die sich um meine Beständigkeit zanken, betrügt die

die Eine ihren Mann und die Andere ihren Geliebten. Das Opfer, das mir die Letztere bringt, ist mir ohne Widerrede schmeichelhafter. Zwar war ihr Geliebter mein Freund, aber er könnte es ja noch seyn; warum fiel ihm ein, den Eifersüchtigen zu spielen? Apropos, da wir eben von der Eifersucht reden; ich habe, einer Kleinigkeit wegen, die bald abgethan seyn wird, nach dem kleinen Thale zu kommen versprochen; hast Du etwa Lust mich dahin zu begleiten? Vielleicht macht es Dir Spaß.

Leuris nahm den Vorschlag an, ohne weiter darüber zu fragen, indessen kam ihm der Freund, welchen Bragantides hintergehen half, nicht aus dem Sinn. Sie waren Beyde kaum in dem Thale angelangt, so stürzten zwey Männer, welche Leuris unbekannt waren, auf seinen Begleiter loß und machten sich die Ehre, ihn zu tödten, streitig. Bragantides ersuchte sie ganz kaltblütig, sich vorher miteinander zu vergleichen und ihm dann nach der Reihe, so gut als es in ihren Kräften stünde, zu Leib zu gehen. Vergebens bemühte sich Leuris, die Sache in Güte beyzulegen. Seine Bemühungen waren fruchtlos und am Ende nahm er es selbst

mit einem von den beyden Unbekannten, auf, während Bragantides sich mit dem Andern herumschlug. Leuxis und sein Freund stießen ihre Gegner zu Boden. Ach! sagte der Erstere, vielleicht habe ich in diesem Manne den Freund, den ich suche, gemordet! Glücklicherweise war er noch herzustellen und Leuxis leistete ihm so hülfreiche Hand, daß er sich nach einigen Tagen außer Gefahr befand. Er hatte ihn zu sich bringen lassen und besuchte ihn oft. Bragantides war mit dem andern Verwundeten eben so glücklich, dachte aber schon wieder aufs neue darauf, beyde Nebenbuhler, trotz der Gefahr, sich zum zweytenmahle mit ihnen zu schlagen, zu ärgern.

Leuxis, der Niemand gerne wehe that, noch das Leben nahm, redete Bragantides zu, von seinen heimlichen Besuchen abzulassen. Was ihn anbelangte, so setzte er die seinigen bey Dares (so hieß der von ihm Verwundete) täglich fort, aber dies und insonderheit seine unausgesetzten Vorstellungen mißfielen Bragantides und der Letztere beschloß mit einem so unpolitischen und beschwerlichen Freunde zu brechen. Von nun an sagte Leuxis kein Wort, das er ihm nicht heftig wider=

widersprach, und das Aergerlichste dabey war, daß das Unrecht doch immer auf Bragantides Seite war. Endlich einmahl, als sie in einer beblümten Ebene zwischen angenehmen Gebüschen spatzieren gingen, lobte Leuxis die Schönheit der Gegend mit Wärme. Dies war für Bragantides Grund genug, sie abscheulich zu finden. Wie sehr, sagte Leuxis zu sich selbst, ist dieser Mann zu beklagen! Er sieht, er fühlt, er raisonnirt nicht, doch das ist noch kein hinreichender Beweggrund mit einem Freunde zu brechen. Wir wollen ihm seine Schwäche hingehen lassen. Solche Schwächen sind ja sogar manchen großen Eigenschaften vorzuziehen, weil sie derjenige, welcher sie besitzt, oft zu viel geltend zu machen sucht.

Bragantides fuhr indessen fort, unvernünftige Sachen zu schwatzen und Leuxis, ihn zu beklagen. Doch dabey blieb es nicht. Der Erstere foderte; der Letztere sollte auch Alles, was er sagte, gut heißen. So weit ging seine Gefälligkeit nicht. Es kam zu einem Wortwechsel, und Bragantides nahm zu dem Mittel, womit er immer seine Streitigkeiten zu beendigen liebte, seine Zuflucht. „Der Besiegte — sagte er — muß noth-

„wendig Unrecht haben und die Schönheit „oder Häßlichkeit der Landschaft eingeste„hen.“ Leuxis, nicht gesonnen, weder Bragantides zu tödten, noch sich von ihm tödten zu lassen, nahm in seinem Unwillen Zuflucht zu seinem Ringe, machte sich unsichtbar und entwafnete auf diese Art den Unbesonnenen. Jezt hielt sich Bragantides für verlohren und zeigte all das Entsetzen, das dergleichen Poltrons gewöhnlich befällt, wenn ihnen irgend ein Unfall drohet, den sie nicht mit ihren Haudegen abwenden können. Doch Leuxis ließ ihn mit einem kleinen Verweise laufen. Er hatte schon andere Beweise seines Muthes abgelegt, auch war es in Lydien nicht, wie in einigen andern Gegenden, man konnte sich, ohne Nachtheil der Ehre, erlauben, gewisse Thorheiten nicht mit zu machen.

Viertes Kapitel.

Als Leuxis zurückkam, besuchte er denjenigen, der ihm eine Thorheit dieser Art vorwerfen konnte und zu seinem eigenem Nachtheil daran Theil genommen hätte. Er war von seinen Wunden vollkommen hergestellt und von den sorgsamen Aufmerksamkeiten seines

Sie-

Siegers lebhaft gerührt. „Vielleicht —
„sagte Leuxis — finde ich in Dares, was
„ich bisher noch nicht finden konnte. Da-
„res hat feines Gefühl, er wagte sein Le-
„ben, um sich an einem Treulosen zu rächen;
„ein solcher Mann kann nicht selbst treulos
„handeln. Er wird mich nicht verdrängen,
„wenn ich einmahl eine Geliebte finden
„sollte. Wie könnte er sich eines Verbre-
„chens schuldig machen, das er selbst zu be-
„strafen suchte?“

Dergleichen Betrachtungen leiteten Leu-
xis Handlungen und in kurzer Zeit war zwi-
schen ihm und Dares das Band einer unzer-
trennlichen Freundschaft geknüpft.

Gern hätte Leuxis Palmis vergessen;
aber ihr Bild schwebte ihm unaufhörlich vor
Augen. Er wußte das einzige Mittel sie
nicht mehr zu lieben sey: an ihrer statt eine
Andere zu lieben. Der Zufall schien ihm
dabey trefflich zu statten zu kommen. Er
machte mit einer jungen Wittwe Bekannt-
schaft, von welcher man behauptete: sie hätte
vor und nach dem Tode ihres Mannes kei-
nen Andern geliebt und nie hätte eine Witt-
we ihren Gatten inniger und wahrer be-
trauert als sie es noch immer thue. Dies

war

war noch ein Reitz mehr für Leuris. Er zeigte ihr so viele Aufmerksamkeiten, als er nur konnte und unvermerkt fand die junge Wittwe zwischen ihm und ihrem Gatten große Aehnlichkeiten. Die Welt sagte: er gefalle ihr nach und nach sogar noch besser. Nun dachte Leuris nicht mehr an Palmis, so oft er Zelis (so hieß die junge Wittwe) sah. Beyde wurden es so gewohnt, sich zu sehen, daß sie sich gar nicht mehr trennten. Man kann sich wohl vorstellen, daß Dares dabey den Vertrauten machte. Er bediente sich anfänglich der Erlaubniß, in ihrer Gesellschaft zu seyn, sehr selten. Seine Besuche waren weder zu lang, noch zu häufig, noch zur ungelegenen Zeit. Er schien auf Zelis nicht den geringsten Anspruch zu machen und sie — erwiederte ihm blos die konventionellen Höflichkeiten. Beyde handelten ohne Zweifel aufrichtig und Leuris ahnete nichts Arges. Unglücklicher weise sah sich der Letztere genöthiget, auf acht Tage zu verreisen.

In den ersten Augenblicken nach seiner Abreise beschäftigte man sich mit nichts als mit seinem Lobe. Zelis war in dieser Materie unerschöpflich und Dares gab sich alle Mühe, sie noch darinnen zu übertreffen. Es ver-

vergingen zwey Tage und des Lobens war noch kein Ende. Am dritten unterhielt man sich endlich von gleichgültigen Dingen; am vierten fing Dares an, mit Zelis von ihr selbst zu sprechen; am fünften bemerkte Diese, daß Dares allem was er sagte, eine gefällige Wendung zu geben verstund; am sechsten erwiederte sie die Schmeicheleyen, die er ihr machte, und am siebenden sagte sie frostig: „Morgen kömmt Leuxis wieder!“

Leuxis kam. Blos um die Ungeduld oder die schmachtende Sehnsucht seiner Geliebten unbemerkt zu belauschen, trat er unsichtbar ins Zimmer und fand seinen Freund Dares an ihrer Seite. Dies wunderte ihn nicht, aber wie erstaunte er, Zelis sagen zu hören: „Du mußt mir zugeben, Dares, daß weder das weibliche Herz sich auf sich selbst, noch ein Freund sich auf den anderen, noch ein Abwesender auf Versprechungen verlassen kann. Ich glaubte Leuxis zu lieben und doch ists nicht so! Ich glaubte Dich ohne Gefahr sehen zu können und doch ists nicht so! Ich hätte Dich nie wiedersehen sollen und doch —

Halt ein Treulose! rief Leuxis wüthend aber noch immer unsichtbar, erröthe und zittere!

Zelis zitterte in der That, als sie Leuxis Stimme vernahm, ohne ihn zu sehen. Einen Geliebten zu haben, der auf diese Art alle Augenblicke überraschen kann, wäre auch für das treueste Mädchen immer eine sehr genirende Sache — Dares war nicht weniger aus aller Fassung; er fühlte sogar, was Zelis nicht fühlte — einige Gewissensbisse.

Leuxis überdachte einige Augenblicke die Situation, worinnen sie sich alle drey befanden. Am Ende kam sie ihm sehr lustig und in ihrer Art einzig vor. Er verließ das Zimmer mit einem lauten Gelächter, das Dares ein wenig beunruhigte, Zelis aber in eine verzweifelte Lage versetzte.

Fünftes Kapitel.

Leuxis sah sich nun schon zweymahl zu einem Opfer der Liebe und der Freundschaft gemacht, allein die letzte Verrätherey ging ihm nicht so zu Herzen als die erste. Mehr um Palmis zu vergessen, als um eine treue Geliebte zu finden, suchte er neue Fesseln auf.

Sie bothen sich ihm an, ehe er sich's versah. Ein Blick der geistvollen Egle fixirte seine ganze Aufmerksamkeit. Sie war von einem Haufen Anbether umrungen und doch schien sie nur ihn vorzüglich zu bemerken. Diese Auszeichnung schmeichelte seiner Eigenliebe, aber weiter hatte sie noch keine Wirkung auf sein Herz.

Egle besaß die Kunst Keinen zu lieben, ohne Einen mißvergnügt zu machen. Ihre Reitze waren Jeden, der sie zu sehen bekam, gefangen zu nehmen, im Stande; und Keinen ungefesselt zu lassen, war ihr Bestreben. Man fand sehr leicht Zutritt bey ihr aber man war immer von einer Menge Zeugen umgeben und diese Zeugen waren lauter Nebenbuhler, von denen Jeder gleiche Ansprüche und gleiche Hofnungen hatte.

Leuxis gewöhnte sich schwer an diese Situation. Freylich fand seine Eitelkeit ihre Rechnung dabey. Egle erwies ihm Aufmerksamkeiten, die sie für die Uebrigen nicht hatte, und selbst diejenigen, die sie Andern bezeigte, waren nur neue Lockspeise für ihn. Er wollte sie fixiren, er hofte es durchzusetzen. So viele Nebenbuhler, sagte er, machen den Sieg desto glorreicher. Wenn mich

Egle einmahl liebt, wie ich es hoffe, und so liebt, wie ich es wünsche, dann hat sie mir eben so viele Opfer gebracht, als sie Anbether besaß.

Unter den Letztern war kein Einziger, den er zum Freund zu erhalten, sich angetrieben fühlte. Demungeachtet that er weder auf die Hoffnung noch auf das Verlangen Verzicht, einen Freund, wie er sich ihn dachte, zu finden. Es sind ja nicht alle Menschen — sagte er sich — Bragantidesse und Daresse und nicht alle Mädchens Zelisse und Palmisse — Ach! — setzte er seufzend hinzu — warum muß doch die Letztere in der Liste trügerischer Mädchen stehen! — Wer hätte so was glauben können! — — Zwar begnügt sich Egle mit meiner Eroberung nicht allein und ihr Haus ist der Sammelplatz aller reitzenden jungen Leute der Hauptstadt. Das heißt unstreitig die Eroberungssucht zu weit treiben. Allein wen habe ich bey Palmis gesehen? einen Soldaten — einen Eremiten — — was weiß ich? ach die undankbare, die treulose Palmis! —

Solchen Gedanken hing er nach, indeß er vor der Hauptstadt frische Luft schöpfte.

Er ging dabey seines Wegs fort und fort, wie ein Mann, der mehr mit dem, was er sich denkt, als mit dem, was er sieht, beschäftiget ist, daher hatte er am Ende, ohne es selbst zu wissen, ein grösseres Stück Wegs zurückgelegt, als er Willens war. Nun überfiel ihn ein Gewitter. Er sah sich genöthiget, in einer einsamen Hütte, an welcher er zu jeder andern Zeit vorübergegangen wäre, ein Obdach zu suchen. Hier empfing ihn ein Mann, für den sich eine bessere Wohnung schickte, der aber in dieser noch zu schön zu wohnen glaubte. Crates, machte Leuxis keines von den gewöhnlichen Complimenten. Er dankte weder den Göttern noch dem Gewitter, daß sie ihm das Glück dieses Besuches verschafften, dagegen both er dem Ankömmling alles an, was ihm ein ziemlich weiter Spatziergang zum Bedürfnisse machen konnte. Man unterhielt sich miteinander. Leuxis fand an seinem Wirthe eine etwas falsche Art zu raisonniren, aber eine sehr starke und hinreissende Beredsamkeit und viel Logik mitten unter einer Menge paradoxer Begriffe.

Wie ungerecht, sagte Leuxis, ist doch das Schicksal, einen solchen Mann wie Du

bist, hieher zu bannen, — in eine Einöde, die —

Das Schicksal! fiel ihm Crates ins Wort, hat mich noch viel zu gut behandelt. Es gewährt mir ja hier mehr, als ich brauche, denn, was man braucht, ist im Grunde sehr wenig und was Du im eigentlichen Verstande zu den ersten Bedürfnissen rechnest, nenne ich überflüßige Dinge.

Jetzt begann der Philosoph eine sehr weitläuftige Deduktion, worinnen er zu beweisen suchte, daß die Natur eigentlich zur Absicht gehabt, uns zu unvernünftigen Thieren zu machen, und daß wir ihre Gesetze überschritten hätten, indem wir vernünftige und insonderheit raisonnirende Wesen geworden. Diese Schlußfolge führte ihn noch weiter und er zeigte: alle Laster der Erde kämen davon her, daß gewisse Männer und sogar auch gewisse Frauenzimmer auf den Einfall gerathen seyen, ein Silbenmaas zu erfinden und Redensarten zu kadenziren; kurz — die ganze Ordnung der Dinge sey bey uns verkehrt worden, seitdem wir Verstand hätten.

Leuris hörte ihm zu, bewunderte ihn, hütete sich aber, ihm Glauben beyzumessen. Wie ists möglich — sagte er zu sich selbst — so

so beredt und doch so unrichtig zu raisonni=ren. Das ist ein Mann, der schlecht geht und gut tanzt!

Sobald er in die Stadt zurückkam, hatte er nichts angelegentlicheres zu thun, als von dem, was er gesehen und gehört, zu sprechen. Egle schien über seine Erzählung in Verwunderung zu gerathen. Sie wollte das sonderbare Menschenkind selbst in Augen=schein nehmen. Leuxis war ganz bezaubert, ihr diesen Zeitvertreib verschaffen zu können, denn, daß Crates einen andern Eindruck ma=chen möchte, ließ er sich nicht träumen. Es ward beschlossen, den Philosophen auf eine angenehme Art zu überraschen, aber Crates zeigte, dem Anschein nach, weder Verwunde=rung, noch Vergnügen, noch Verdrüßlich=keit über diesen Besuch. Egle betrachtete so=wohl die Hütte als den Menschen, der sie bewohnte, mit Erstaunen. Insonderheit wirkte seine philosophische Gleichgültigkeit ein wenig auf ihr Herz. Sie war ein Hoch=verrath an ihren Reitzen, für den sie sich zu rächen entschloß. Alles, was die ausgesuch=teste Koketterie mit nicht gemeinem Witz und seltner Schönheit verbunden, vermag, wurde versucht — aber umsonst. Crates schien un=

empfindlich zu bleiben; er ging sogar noch weiter, er griff auf eine ziemlich harte Art die Mode vieler Frauenzimmer damahliger Zeit, unter denen auch Egle war, an: daß sie, nähmlich, die Natur unter die Blendwerke der Kunst vergrüben. Er verdammte den Mißbrauch, vermittelst welchem man sich Mühe gebe, die Liebe zu einer Leidenschaft zu machen, da sie doch, wie er sagte, nichts weiter sey, als ein Bedürfniß und noch dazu ein weniger gemeines Bedürfniß, als man glaube. Egle dachte über den letztern Punct so ziemlich mit ihm gleich, indessen hätte sie die Ehre ihrer Toilette doch gar zu gerne an ihm gerächt. Leuxis nahm seiner Seits die Partey einer ordentlichen und zärtlichen Neigung und vertheidigte sie mit so guten Gründen, daß der Philosoph das Gegentheil nur mit desto mehr Hitze zu behaupten verleitet wurde.

Man trennte sich endlich. Egle verließ die Hütte nicht so vergnügt, als sie dahin gekommen war. Das frostige Wesen dieses Menschen — sagte sie zu sich selbst — ist mir unbegreiflich! Ich weiß wohl, daß ein Philosoph an seinen ausgeheckten Systemen mit Leib und Seele hängt; aber ich schmei-

chelte mir doch, das System dieses Philosophen wenigstens erschüttern zu können.

Die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen versetzte sie unvermerkt in üble Laune und Leuris mußte dafür büßen. Er wußte sich ihr Betragen gegen ihn nicht zu erklären, denn er war weit entfernt, die wahre Ursache zu errathen. Gestehe, sagte er, schöne Egle! daß die Sonderbarkeit dieses Philosophen wahrhaft belustigend ist.

„Das finde ich nicht. Sonderbarkeiten „dieser Art machen mir kein Vergnügen. Er „ist ein ungehobelter, schwarzgalligter „Mensch und das ist alles.“ —

Aber Verstand wirst Du ihm doch nicht absprechen? —

„O meinetwegen sprich ihm so viel zu, „als Dir beliebt, wenn der Verstand dar= „innen besteht, nichts wie andere Leute zu „sehen und gegen diese, das, was man schlecht „sieht, unverschämt zu behaupten. Mag „er meinetwegen, wie ein vierfüssiges Thier „gehen und leben, wann und soviel es ihm „beliebt, nur habe er vor unserem Geschlech= „te Respekt und insonderheit vor unserem „Putz — Wahrhaftig Dein Weiser hat we= „der Geschmack noch Menschensinn.“

Leuris gab nach. Er glaubte: der Philosoph hätte ohne Hoffnung mißfallen, und dachte dafür nun ernstlich daran, zu sehen, wie er mit Egle stünde? Sie hatte für ihn Aufmerksamkeiten, die bey jeder Anderen entscheidend genug gewesen wären, allein er wußte, daß alle dergleichen Auszeichnungen bey Ihr von keiner Bedeutung waren. Er nahm also Abschied, schien fortzugehen, drehte seinen Ring und blieb unsichtbar im Zimmer.

Egle war jetzt allein mit ihrer vertrauten Sklavin.

Wahrhaftig! sagte die Letztere, der Gleichgültigkeit eines Bären, wie Du den Philosophen schilderst, heißt das zu viel Ehre erweisen! Einer jungen und schönen Dame, kann es ja nie an einem Ueberflusse von Anbethern fehlen. Du wirst immer mehr Eroberungen machen, als Dir zu machen beliebt.

„Du irrst dich. Mir ist keine zu viel, „ich möchte täglich ihre Zahl vermehren.“

Aber könntest Du denn den wilden Philosophen lieben?

„Wer

„Wer spricht vom Lieben. Dafür be„wahre mich der Himmel! Ich liebe keinen „Einzigen und will auch keinen lieben.“

Wie? nicht einmahl Leuxis? Es schien mir doch, als ob Du ihn sehr unter den Uebrigen auszeichnetest!

„Da hast du Recht, das that ich; aber „ich pflege es immer mit neuen Werbern so „zu machen.“

Also wenn der Misantrop aufhörte, seine Rolle fortzuspielen —

„O er mag sie immerhin für die ganze „Welt fortspielen; desto besser; mein Triumph „ist für mich um so schmeichelhafter. So„bald ich ihn nur einmahl zu meinen Füßen „gesehen habe, dann mag er wieder in seiner „Hütte bleiben und sich geberden, wie und „so lang er will.“

Und Leuxis?

„Leuxis wird vernünftig seyn, oder die „Parthie, die ihn gut dünkt, ergreiffen.“

Sie ist schon ergriffen! schrie unser unsichtbarer Liebhaber, ging fort, ohne sich zu zeigen und ließ Eglen mehr verwundert als bestürzt zurück. Was ihn selbst anbelangte, so fing er endlich an, sich über ein Geschlecht, das ihn nun zum drittenmahl täuschte, we-

der mehr zu verwundern noch zu betrüben. Crates — sagte er — ist viel glücklicher und weiser als ich. Man kann ihn nicht hintergehen, denn er ist im voraus schon überzeugt, hintergangen zu werden. Gewiß ließe er sich von den treulosen Koketterien einer Egle, noch von der falschen Sittsamkeit einer Zelis, noch von der täuschenden Naivität einer Palmis hinreißen — einer Palmis! die so wenig geschaffen zu seyn schien, einen Mann zu hintergehen! — Wohlan ich will Crates aufsuchen. Er thut so unrecht nicht, so abgesondert von aller Welt zu leben. Vielleicht ists die Treulosigkeit der Männer und insonderheit die der Weiber, die ihn zu seiner gegenwärtigen Lebensart bestimmte.

Sechstes Kapitel.

Leuxis trat seinen Weg nach der Hütte des Philosophen wieder an. Indeß er so fortwandert, erblickt er in einiger Entfernung einen umstürzenden Wagen. Er läuft hinzu und kömmt gerade noch zu rechter Zeit, eine sehr schöne Person aus der größten Gefahr zu ziehen. Im ersten Augenblick war Menschlichkeit die einzige Triebfeder seiner

That, als er aber die Gerettete von Angesicht zu Angesicht sah, verdankte er es seinem Geschicke doppelt, menschlich gewesen zu seyn. Die Dame hatte sich ihrer Seits kaum von ihrem Schrecken wieder erhohlt, so schien sie sehr erfreut, Leuxis ihre Rettung zu verdanken zu haben. Indessen störte sie ein besonderes Anliegen in diesem angenehmen Gefühle: der Schmerz über den Verlust ihrer Schreibtafel, die ihr bey dem Sturze entfallen war und die man erst nach Verlauf einer Viertelstunde mit vieler Mühe wieder fand. „Wie „unglücklich bin ich! sagte die Unbekannte, „wahrhaftig ich kann mich nie mehr trösten, „wenn ich meine Schreibtafel nicht wieder „erhalte.“ Leuxis glaubte, sie wäre das Geschenk irgend eines geliebten Mannes und dieser Gedanke that ihm weh, ohne daß er wußte warum? Zu gutem Glück riß ihn die Unbekannte bald aus seiner Unruhe, indem sie hinzusetzte: „da ist nun die Frucht so vieler „Nachtwachen auf einmahl verschwunden! „Ach! fuhr sie gegen Leuxis fort: Ich bin „nicht sehr eigenliebig, aber ich wage es zu „glauben, daß man von meinen Versen noch „nach einigen Jahrtausenden gesprochen ha-

„ben würde. Wie beklage ich ihren Verlust, „insonderheit aber meine heutige Idylle!“

Ey, — erwiederte Leuxis, indeß er suchen half, — die Musen lassen sich sonst selten am frühen Morgen sehen und Du, schöne Unbekannte, bist, wie es scheint, schon der Morgenröthe vorgeeilt.

„Du hast recht! versetzte Aganipe (so ließ sich diese Muse nennen). Ich wollte die Morgenröthe einmahl nach ihr selbst schildern und nicht nach andern Beschreibungen, was so oft bey poetischen Gemählden geschieht.“

Die Schreibtafel fand sich und Leuxis durfte nicht mit Lobsprüchen geitzen. Um ihm noch mehr Muße dazu zu verschaffen, schlug ihm Aganipe vor, ob er sie nicht zu begleiten Lust hätte? Leuxis nahm das Anerbiethen sehr gerne an. Sie wohnte nicht in der Stadt, sondern fast eben so abgelegen, als Crates, indessen war ihr Landhaus viel lachender, geräumiger, in einer angenehmeren Gegend, besser eingerichtet, und, was freylich mehr eine Bequemlichkeit als Verdienst ist, auch einträglicher. Leuxis verweilte sich hier einen großen Theil des Tages und versprach auch am folgenden wieder zu kom=

kommen. Wer nicht ausblieb, war er. Anganipe pflegte mit keiner geringen Anzahl Personen umgeben zu seyn; ihren Hof machten Gelehrte, schöne Geister, Liebhaber und Tellerlecker aus. Die Gelehrten lehrten sie, was man damahls in der Physik zu wissen glaubte. Die schönen Geister verbesserten ihre Verse und verfertigten Antworten darauf. Die Liebhaber waren immer bereit, Alles anzuhören und achteten im Grunde nichts. Die Tellerlecker hörten Nichts und beklatschten Alles. Leuxis gehörte zu der dritten Klasse, aber er verachtete Aganipens Talente nicht und bewunderte ihre persönlichen Reitze. Er würde ihr dieses Gefühl auch schon gestanden haben, hätte er es nur gewagt, es in Prosa zu thun, oder Talente genug besessen, sich in Versen auszudrücken.

Da Leuxis weder auf den Plan noch auf die Hoffnung Verzicht gethan hatte, mit Crates in engere Verbindung zu kommen, so besuchte er den Philosophen oft und der Letztere empfing ihn ohne Widerwillen, das war bey Crates schon so viel als eine günstige Aufnahme. Leuxis erzählte ihm von Aganipen, von ihren Talenten und besonders von ihrer Schönheit. Er erstaunte daß der

letztere Punkt weit weniger Eindruck auf den Philosophen machte, als der erste. Von diesem Augenblick an glaubte er nicht besorgen zu dürfen, an Crates einen Nebenbuhler zu bekommen. Man verliebt sich selten blos in die Talente eines Frauenzimmers und was Aganipen anbelangte, so wußte er, daß sie nicht, wie Egle, die Wuth hatte, so gar diejenigen, die ihr mißfielen, zu fesseln. Er nahm also keinen Augenblick Anstand mit ihr von Crates und zwar auf eine vortheilhafte Art zu sprechen. Gerade um die nähmliche Zeit forderte Aganipe von Leuxis einen poetischen Tribut. Dies hieß freylich viel von ihm verlangen, aber es blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als zu gehorchen und er that es mehr wie ein Mann von Talent als wie ein Mann von Geist, d. h. er machte schlechte Verse und sagte gute Sachen. So fand sie auch Aganipe. Sie antwortete darauf. Zu gleicher Zeit kam sie aber auch Crates mit einer Epistel zuvor, ungeachtet dieser keine an sie gerichtet hatte. Leuxis stutzte darüber und wurde noch unruhiger, als er des Philosophen Antwort las; sie war in sehr schönen Versen, denn er besaß all die Talente, die er an Andern tadelte.

Aganipens Eigenliebe schmeichelte, wie natürlich, diese Auszeichnung lebhaft und Leuxis kannte das weibliche Herz zu gut, als daß er nicht hätte wissen sollen, wozu ein Frauenzimmer von geschmeichelter Eigenliebe verleitet werden kann. Ueberall Nebenbuhler! sagte er, wie sollt ich sie aber auch nicht überall finden, da sich sogar ein Crates entschliessen kann, der meinige zu werden? Daß Aganipe im Ernste wünschte, Crates zu fesseln, darüber blieb ihm bald kein Zweifel mehr übrig. Er fand den Philosophen, den er wieder besuchte, mit der Lektüre eines sehr langen Briefes von Aganipen beschäftigt. Der Brief war mehr eine förmliche Abhandlung. Sein Erstaunen nahm zu als er den Philosophen dies weitschweifige Geschwätz von Raisonnements und Sittensprüchen bewundern sah. In meinen Augen, sagte Leuxis, hat eine einzige wahre Empfindung mehr Werth, als all diese Moral. Crates dachte anders, und schien sogar geneigt, den langen Brief mit einer noch längern und gelehrtern Antwort zu erwiedern. Ey! rief Leuxis, du handelst ja hier deinem Lieblingssystem entgegen.

„Wie so?“ antwortete Crates.

Du machst die Liebe zu einer Leidenschaft, da sie doch nach Deinen Grundsätzen nur ein Bedürfnis ist.

„Wer hat Dir gesagt, daß ich nicht aus Bedürfnis handle?“

Aber nach dem Gesetz der Natur gehört ein Mädchen dem, der sich zuerst ihrer bemächtiget.

„Behüte der Himmel! sie gehört dem, der „sie erhaschen und sich in ihrem Besitz erhalten „kann.“

Aganipe ist aber gelehrt und nach Deinen Grundsätzen —

„Nach meinen Grundsätzen kann man die „Weiber Physik lehren, und die Männer „darf man spatzieren schicken; ja, spatzieren „darf man sie schicken, im ganzen Sinne des „Wortes.“

Leuxis erwartete nicht vom Philosophen diesen Rath unmittelbar zu empfangen. Er beschloß, sich von ihm und Aganipen auf immer zu entfernen, und gerieth sogar auf den Einfall, das, was er weder in der Stadt noch auf dem Lande hatte finden können, am Hofe aufzusuchen.

Siebentes Kapitel.

Es war freylich ein verzweifelter Entschluß, den Leuxis faßte; er wußte es wohl.

Nichts

Nichts desto weniger wandelte ihn eine Art von Ungeduld an, einen gewissen Großen wiederzusehen, dem er in einer Schlacht das Leben gerettet hatte. Er kömmt in die Hauptstadt, sucht den bewußten Mann auf, gibt seinen Nahmen an und man läßt ihn nur zwey Stunden im Vorzimmer warten. Endlich wird er vorgelassen. Wie? rief der Höfling ihn umarmend, Du bist es? Wahrhaftig! ich bin untröstlich darüber, daß ich Dich warten ließ. Verzeihe mir, ich hatte Deinen Nahmen vergessen. Das Hofleben verleitet uns öfters zu dergleichen Zerstreuungen. Künftig soll es mir gewiß nicht wieder geschehen, rechne auf mich als auf einen Freund.

Dies war's, was Leuxis suchte. Für das erstemahl wollte er seinen Besuch nicht zu lange machen und seinen neuen Freund schonen; indessen hielt er es für nöthig, ihn sogleich zu prüfen; so mannichfaltige Erfahrungen machten sein Mißtrauen sehr gerecht. Leuxis machte Miene Abschied zu nehmen. Der Höfling bath ihn, noch Einen Augenblick zu verweilen, rief seine vornehmsten Sklaven zusammen und befahl ihnen, Leuxis wohl

ins Augel zu fassen, damit sie ihn ins künftige nicht mehr warten ließen.

Leuxis that, als ob er fortginge, kehrte aber sogleich unsichtbar wieder um. Habt ihr den Menschen wohl ins Auge gefaßt? fragte der Höfling aufs neue seine Sklaven.

„O ja,“ antworteten sie.

Werdet ihr ihn ein andersmahl wieder erkennen?

„Ganz gewiß.“

Nun gut; so merkt euch, ich bin für ihn nie wieder zu Hause.

„Wir werdens nicht vergessen.“

Leuxis entfernte sich. Er beschloß, diese Sklaven nie in den Fall zu setzen, seinetwegen lügen zu müssen, aber er konnte sich des Unwillens über diese Art von Treulosigkeit, die unter den ehrlichen Leuten der großen, und sogar der kleinen Welt, so gemein zu seyn pflegt, nicht enthalten.

Kaum war er einige Schritte aus dem Hause, so begegnete er einem andern Höfling. Er hatte Diesen einmahl nur zufälliger weise kennen gelernt. Der Zufall fügte es auch diesmahl, daß man ihn wieder erkannte. Leuxis Erstaunen verdoppelte sich, als ihm der Höfling Vorwürfe machte, seine

Be-

Bekanntschaft bisher vernachlässiget zu haben. Diesen Vorwürfen folgten Betheuerungen der größten Dienstbereitwilligkeit. Nun belebte Leuxis aufs neue die Hoffnung, einen Freund, wie er ihn suchte, gefunden zu haben. Er eilte am folgenden Tage zu ihm und wurde auf der Stelle vorgelassen. Fröhlich bemerkte er, daß man jeden, der sich einfand, eben so gefällig behandelte, aber er war nicht auf ausschlüßliche Aufmerksamkeiten eifersüchtig und urtheilte gut von einem Manne, der niemand den Zutritt verwehrte. Ihm diente es zu einem Beweise, daß Chrysis (so hieß der Höfling) sich nicht scheute, beobachtet und ausgeforscht zu werden; ein Grund, der so viele andere Große bewegt, sich nur in der Ferne sehen zu lassen.

Chrysis forderte unsern Leuxis so lebhaft auf, seine Dienstbereitwilligkeit und seinen Kredit auf die Probe zu setzen, daß sich der Letztere zu einem Versuche entschloß. Er that, als ob er eine Bedienung zu erhalten wünschte, die er weder nöthig, noch anzunehmen, den Vorsatz hatte. Nach wenig Tagen kündigte ihm Chrysis an, er möchte von dem gesuchten Posten nur Besitz nehmen. Leuxis ging und fand hier einen Mann, der mit

ihm gleiche Ansprüche und Rechte hatte. Man stritt sich lange Zeit und konnte am Ende doch nicht einig werden, wie es gemeiniglich und besonders in Dingen, die das Mein und Dein angehen, zu geschehen pflegt. Leuris hätte dem Handel gern durch einen Verzicht auf seine Ansprüche ein Ende gemacht, aber er wollte die Dienstgeflissenheit seines Freundes, Chrysis, so viel als möglich, erproben. Die beyden Kandidaten wurden einig, es sollte Jeder seinem Gönner die Sache anheimstellen, und nun fanden sie sich zu ihrem Erstaunen beyde bey dem nähmlichen, bey Chrysis, ein. Wirklich, hatte er, einen wie dem andern und einem gegen den andern, in diesem Gesuche gedient. Das Mißverständniß schien ihn ein wenig zu frappiren. Meine Dienstgeflissenheit, sagte er endlich Beyden, versetzt mich öfter in den Fall, worinnen ich mich gegen Euch befinde. Ich konnte mich um so leichter irren, da mir Eure Nahmen nicht sehr geläufig sind. Es ist nur Ein Ausweg in dieser Sache übrig, überlaßt sie dem Loose; es wird entscheiden, welchem von Beyden ich dienen wollte und wer die Stelle haben soll. Leuris antwortete, er verlange sie nicht mehr. Mit gleicher Leichtigkeit that er auch

auf den Wunsch Verzicht, mit einem Manne in ein freundschaftliches Verhältniß zu treten, der, um als Freund der ganzen Welt zu erscheinen, im Grunde Niemands Freund war.

Chryssis hatte eine nicht so umgängliche Schwester. Ihre Tugend stand bey Hof in großem Rufe und sie sah sich sehr gerne in diesem Lichte. All ihr Bestreben ging dahin, ihr Betragen mackellos zu erhalten und das Betragen Anderer laut zu tadeln. Sie mißbilligte aus einem noch andern Beweggrund in sehr starken Ausdrücken die Aufführung ihres Bruders gegen Leuxis und ließ sogar dem Letztern merken, sie würde kein solches Quid pro quo gespielt haben. Leuxis glaubte ihr um so leichter, als er, ohne Eigenliebe, fühlte, seinen Rival in jeder Rücksicht zu übertreffen, aber Aldazire (so nannte sich die Dame) fühlte es noch mehr als er. Sie gab ihm selbst die Veranlassung, sein Herz darüber auszuschütten. Er gestand ihr bey dieser Gelegenheit: der Ehrgeitz hätte ihn nicht an den Hof geführt und Aldazire erstaunte sehr den wahren Beweggrund seiner Reise zu erfahren. Warlich! dachte sie sich, das heißt doch an einem Orte etwas suchen was man an dem-

selben sonst am wenigsten zu finden vermuthet. Inzwischen läugnete sie sich nicht, Leuris verdiente die Reise nicht ganz umsonst gemacht zu haben und es keimte in ihr ein gewisses Verlangen auf, das Ihrige dazu beyzutragen. Das ist ein Liebhaber, sagte sie sich, wie ich ihn brauche, denn am Ende braucht man doch einen, man mag sich gebehrden wie man will. Es kömmt jezt nur darauf an, ihn nach meinem Geschmacke umzuformen; sein Vorhaben verspricht mir einen leichten glücklichen Erfolg.

Aldazire irrte sich nicht. Leuris that alles, was sie wollte. Er betrug sich mit der äussersten Klugheit und war schon in ihrem Besitze als man noch gar nichts von ihrer Verbindung ahnete. Aldazire führte ihrer Seits die Tugend beständig im Munde, besuchte nichts als alte Matronen, die das Alter eine eben solche Sprache zu führen nöthigte und floh die Weiber und, was noch mehr ist, alle Männer, die einen freyern Ton hatten. Wer hätte es glauben sollen, sagte Leuris, daß ich hier eine Geliebte finden würde, die so treu ist, daß sie sogar jede Gelegenheit, mir untreu zu werden, vermeidet? Sie nicht aufzusuchen, wäre ja

schon

schon viel gewesen! Aldazire gewann nach und nach sein Vertrauen in so hohem Grade, daß er ihr sogar das Geheimniß des Ringes entdeckte. Sie war über diese Entdeckung bezaubert. Es entging ihr auf der Stelle die Bemerkung nicht, wie bequem es für eine Scheinheilige sey, einen Mann zum Liebhaber zu haben, der sich zu rechter Zeit unsichtbar machen könne, denn, daß er es zu einer unrechten thun möchte, das hatte sie in diesem Augenblick zu fürchten noch keinen Grund. Leuxis bediente sich nun öfter seines Ringes, aber immer zu Aldazirens Besten und ohne etwas zu sehen, das ihm Mißtrauen gegen sie hätte einflößen können.

Der herrliche Ring! rief sie eines Tages, wenn ich mich doch nur auch seiner bisweilen bedienen könnte. Was für ein Vergnügen wäre es mir, ungesehen die geheimsten Handlungen Anderer zu beobachten. Ich könnte z. B. bald bey den nächtlichen Zusammenkünften der klugen Arphise und ihres Magiers, bald bey dem Tete a Tete der Amenide mit ihren sechs Liebhabern, bald bey den häufigen Treulosigkeiten, die die tugendsame Murcia an ihrem theuren Gemahl begeht, bald bey den lächerlichen Unterhaltungen des alten und rei-

chen Garibas mit seiner jungen Geliebten, oder bey der lustigen Szene gegenwärtig seyn, wenn sich die alte und reiche Barsine mit ihrem milchbärtigen Liebhaber die Zeit vertreibt.

Leuxis schloß aus diesem Discurse, daß die treue Aldazire ein wenig an übeln Nachreden Wohlgefallen habe, allein, sagte er, es ist doch immer viel, daß sie mir so treu bleibt und es nicht überdrüssig wird! Einmahl brachte sie es endlich dahin, daß er ihr erlaubte, mit dem wundersamen Ringe einen Versuch anzustellen; aber Aldazire war sichtbarer als jemahls. Dieser Ring konnte ein Frauenzimmer den Blicken eines Andern nicht allein nicht entziehen, sondern er nöthigte sie auch noch, alles zu sagen, was sie zu verschweigen, Willens war. Aldazire entdeckte Leuxis einige Sachen, die sie auf einige andere führen zu müssen, schienen. Glücklicher Weise wurde sie noch gewahr, daß sie schon zu viel gesagt hatte und daher gab sie den gefährlichen Ring schleunig zurück und beschloß, keinen weitern Versuch mehr damit anzustellen, doch der Augenblik nahte sich, da er ihr noch lästiger hätte werden können.

Ein

Ein Nebenbuhler, der in der Liebe um so gefährlicher war, als er sie mit Gewalt ertrotzte, nahm sich vor, Aldaziren Leuxis zu rauben. Lindor, von welchem wir reden, war ein junger Höfling, angebetet von allen Weibern, die er insgesammt hinterging. Er war nicht gewohnt, diejenigen zu behalten, die vor ihm die Seegel strichen, noch bey denen zu bleiben, vor welchen er die Seinigen zu streichen schien. Demungeachtet wetteiferte fast Jede, ihn zu erobern oder sich von ihm erobern zu lassen. Nur Aldazire war die einzige Schönheit am Hofe, auf die er bis jezt noch keinen Anschlag gemacht hatte und die ihm darinnen nicht zuvorgekommen war. Lindor betrachtete sie endlich, da er in der Reihe auch an sie kam, als ein Täubchen, das seinem Keffigt noch abging. Er wollte schlechterdings auch sie fangen und legte seine Netze mit all der Kunst aus, deren er fähig war. Sicher wären alle seine Bemühungen vergeblich gewesen, hätte nicht Aldazirens Eigenliebe ihm den Sieg erkämpfen helfen; daher sparte er auch nichts, dieser Eigenliebe zu schmeicheln. Er schien auf alle seine Intriken Verzicht zu thun und sogar einige ihm zuvor-

kommende Weiber zu fliehen, um sich ausschlüßlich an Aldaziren zu fixiren; ja er stellte sich, alle ihre Neigungen anzunehmen. Aldazire ließ sich bey keinem öffentlichen Spiele sehen; Lindor hörte ebenfalls auf, dabey zu erscheinen. Sie besuchte fleißig die Tempel; Lindor ließ sich schon darinnen von ihr antreffen und wußte es ihr zu erkennen zu geben, daß sie die Gottheit sey, die er in den Tempeln suche. So viel Beharrlichkeit und, was in den Augen eines Weibes noch verdienstlicher ist, so viele Aufopferungen rührten Aldaziren! Lindor erhielt die Erlaubniß, sie auch außer den Tempeln und in Gegenwart anderer Personen zu sehen. Anfänglich empfing sie ihn nur in solchen Augenblicken, in denen sie wußte, es würde ihn Leuxis nicht antreffen, aber in kurzem fing sie an, zu wünschen, der Letztere möchte sie weniger besuchen; in kurzem machte sie, Leuxis Fähigkeit sich unsichtbar zu machen, unruhig; in kurzem wünschte sie, um alles Zwangs überhoben zu seyn, er möchte schon all das gesehen haben, woraus sie sich kein Bedenken mehr machte. Leuxis hatte bereits so vieles gesehen, daß er genug zu wissen glaubte, auch wollte er schon im Voraus wissen, wie die

scheinheilige Aldazire die Vorwürfe aufnehmen würde, die ihre Untreue verdiente. Dergleichen Kleinigkeiten, sagte er, setzen am Hofe eine Prüde eben so wenig in Verlegenheit, als eine Kokette, und so faßte er den klugen Entschluß, den er schon mehrmahls gefaßt hatte. Laßt mich nicht weiter daran denken, sagte er, ich könnte mir mit diesem wunderthätigen Ringe weit eher eine Krone erwerben, als eine Geliebte und einen Freund, wie ich mir sie idealisirt habe.

Schon war er auf dem Wege, in seine Einsamkeit auf immer zurückzukehren, als ihn ein neues Verhältniß und neue Hoffnungen am Lydischen Hofe zurückhielten.

Achtes Kapitel.

Croesus herrschte über Lydien und hatte den weisen Aesop zum Minister. Letzterer wurde von seinem Monarchen geliebt und von den Höflingen, wie gewöhnlich, gehaßt. Er diente Jenem ohne Niederträchtigkeit und hielt Diese ohne Hochmuth in Respekt. Ungeachtet er geringer Abkunft war, unterdrückte er doch nicht die Großen, aber er stieß auch nicht, Ihnen zu gefallen, die Geringen zu-

rück. Leuris, der aus dem Mittelstande zu seyn das Glück hatte, fand bey ihm eine günstige Aufnahme. Aesop behandelte ihn mit einer Auszeichnung, die er vorher zwar verdient, aber umsonst in Anspruch genommen hatte.

Selbst die Besorgnisse einer abschläglichen Antwort ersparte ihm Aesop; er kam Leuris in all den Bitten zuvor, die Dieser, nicht einmahl zu thun, fest entschlossen war.

Aesop hatte die junge Lycoris, ein Mädchen, das er aus einer Schäferhütte genommen und bis jezt vor der verpesteten Hofluft zu bewahren gewußt hatte, zur Geliebten. Lycoris liebte den Weisen nicht und sagte es ihm. Aesop bewunderte ihre Freymüthigkeit und konnte Lycoris deshalb weder unhold werden, noch sich entschliessen, sie weniger zu lieben. Manchmahl beneidete er die Miene; den Wuchs und das unbesonnene Wesen der jungen Leute, die sich in seinem Vorzimmer einfanden, um sich hier über ihn lustig zu machen und dann in seinem Kabinet vor ihm zu kriechen. Solche Gecken, sagte er, können auch einen aufs beste organisirten Kopf verdrehen, es versteht sich, wenn es ein Weiberkopf ist!

Inzwischen war er weit entfernt Leuris, in die Klasse dieser Menschenkinder zu setzen. Der Letztere besaß alle schöne Eigenschaften der Seele und des Körpers und nicht eine einzige schlechte. Für eine Dame von Hof, oder eine Städterinn mochte das freylich zu wenig seyn, aber für eine Schäferin war es immer genug. Aesop wollte versuchen, was der Anblick dieses Unbekannten für einen Eindruck auf Lycoris machen würde. Daß Leuris sein Zutrauen nicht mißbrauchen würde, war er ganz überzeugt. Er entdeckte sich also Leuris und stellte ihn sogar selbst dem Mädchen vor, das er keinem Höflinge sonst sehen ließ. Leuris faßte den Entschluß, der Freundschaft des Ministers vollkommen zu entsprechen und Lycoris wie eine schöne Statue zu betrachten, die ihr Besitzer einem Fremden, der ihn besucht, zur Prüfung sehen läßt. Wirklich begnügte er sich das erstemahl nur damit, sie zu bewundern, freylich zeigte auch Lycoris bey der ersten Zusammenkunft nur die Weiße und die Politur des Marmors, aber bald wurde er gewahr, sie selbst sey nicht von Marmor. Er fand es in kurzem schwer, sie noch länger als ein unbelebtes Wesen zu behandeln, Aesop ging dagegen noch weiter, er versuchte,

suchte, sie mit einander allein zu lassen, denn er raisonnirte also:

Die Liebe ist für ein junges, und so gar für ein betagtes, Mädchen Bedürfniß. Lycoris kennt sich selbst nicht. Ihr Herz ist noch ganz unbefangen. Man muß der Entwicklung ihrer Gefühle zur Hülfe kommen. Leuxis dünkt mich ganz der Mann dazu zu seyn. Er wird nichts thun, als was ich haben will, und, sobald ich es wünsche, von der Bühne abtreten. Alsdann wird meiner Lycoris die Anhänglichkeit an irgend ein ihr sichtbares Wesen Bedürfniß werden und ich bin der Einzige, den sie sehen kann. Ich bin aber doch immer besser als nichts, denn nichts ist schon sehr wenig für ein Mädchen von funfzehn Jahren und Lycoris zählt achtzehn.

So raisonnirte, freylich nicht sehr weise, der weise Aesop; doch er ist nicht der erste Weise, den die Liebe falsche Schlüsse machen lehrte. Leuxis und Lycoris raisonnirten beynahe gar nicht mehr, als er, sie zu unterbrechen, erschien. Es war Zeit, daß er kam. Zwar that Leuxis keinen lebhaften Angriff, aber er vertheidigte sich schlecht und Lycoris, die die Verstellung noch nicht kannte, erstaunte sehr über sein frostiges Wesen. Leu-

xis

ris wußte Aesop für seine Dazwischenkunft Dank, aber Dieser erschien jezt in den Augen seiner Geliebten häßlicher als jemahls.

Aesop wünschte sich zu der Rührung Glück, die er auf dem Gesichte der reitzenden Lycoris bemerkte; sie schien sie ihm nur noch desto schöner zu machen; auch diente sie ihm zu einem Beweise, daß Leuxis öftere Besuche ihre Wirkung thaten und es würde ihm leid gewesen seyn, wenn sie wirkungslos geblieben wären. Gib dir, sagte er zu seinem Freunde am folgenden Tage, nur noch einige Mühe und alles wird für mich gut gehn. Ich besorge das Gegentheil, versetzte Leuxis, ich fürchte für mich selbst. Hat nichts zu sagen, erwiederte der Phrygier. Du bist viel stärker und Leuxis ist nicht so schwach als Du glaubst, auch werde ich die Sache so einrichten, daß ich Dir zur Hülfe kommen kann, wenn die Gefahr zu groß wird. Faß also Muth und geh deines Wegs. Leuxis mußte gehen, aber Aesop wollte diesmahl von dem Tete = a = tete selbst Augenzeuge seyn. Er eilte nach einer gewissen Oefnung, die er heimlich an einer Wand des Saales, worinnen

Leu=

Leuxis und Lycoris sich unterhalten sollten, hatte anbringen lassen.

Lycoris flog dem Lydier, sobald sie ihn erblickte, mit offnen Armen entgegen. Das ist sehr natürlich, sagte der verliebte Philosoph zu sich selbst, diese junge Person hat Langeweile. Einsamkeit ist nicht für ihr Alter. Aber woher kömmt die Verlegenheit, die ich an Leuxis merke? er will sie vermuthlich bewegen, die schüchterne und bestürzte Miene wieder anzunehmen, die sie stets in meiner Gegenwart hat. Ha! jezt wird er lebhaft.

Leuxis wurde es wirklich. Er wollte von Aesop und dessen Tugenden sprechen; es ging ihm, wider seinen Willen, nicht so recht von statten. Ja, ja, erwiederte Lycoris, man sagt, daß Aesop ein großes Genie sey; davon verstehe ich nichts, hingegen wirst Du mir zugeben müssen, daß seine ganze Figur zurückstößt. Seine Beine sind krumm, seine Gestalt höckericht, seine Züge zurückschreckend, seine Augen — — Aber, fiel ihr Leuxis geschwind in die Rede, gestehe, daß an Dir alles göttlich und über allen Lobspruch erhaben ist.

Das

Das war ein Wort zu seiner Zeit! — flisterte Aesop versteckt — Leuxis, erspart mir eine eben nicht sehr schmeichelhafte Schilderung.

Dafür begann nun Leuxis, eine andere für ihn und für Lycoris weit angenehmere. Er ergriff die Hand der jungen Sclavinn und sagte: wie schön ist diese Hand, wie würdig der übrigen Schönheiten, die Dich so reitzend machen! und dieser Wuchs — fuhr er fort, indem er sie umfaßte — wie schlank, wie fein, wie ungekünstelt ist er! und diese Augen — wie sicher und schnell trifft jeder ihrer Blicke! und dieser Mund, wie küßlich — Halt ein, Leuxis! rief jetzt Aesop, der kritische Augenblick ist da, und ich bin bey der Hand, wie ich's dir versprach.

Aesop eilte, im Augenblick, so schnell als er konnte, in den Saal und fand Leuxis so bestürzt, als wenn er ihn überrascht hätte. Lycoris war über Aesops Dazwischenkuuft ärgerlich. Aesop selbst sann über die Szene nach.

Als ein jedes von ihnen zur Besinnung gekommen und einigermaßen wieder ruhig geworden war, sagte Aesop: laßt mich in meiner

ner gewöhnlichen Sprache mit Euch reden, meine Lieben!

„Ein Mann wollte eines Tags den Prometeus nachahmen, d. h. er wollte Feuer machen, wo keines war. Zu dem Ende rieb er zwey sehr entzündbare Stücke Holz gegen einander. Er wollte nur Eines davon anzünden aber das Feuer ergriff, wider seinen Willen, Beyde."

Was machte er aber mit dem Holze, das sich zu schnell entzündete? fragte Leuxis lebhaft. Er lies es nach Gefallen brennen — erwiederte der Philosoph — Das, seiner Natur nach, brennende Holz that ja weiter nichts, als daß es seiner Bestimmung entsprach und der Mann, von welchem ich rede, war klug genug sich zu gestehen, allein eine Thorheit begangen zu haben. Aesops kaltes Blut beruhigte Leuxis nicht. Je weniger ihm sein Freund Vorwürfe machte, desto mehrere machte er sich deren selbst. Was Lycoris anbetrifft, so warf sie sich nicht das mindeste vor. Ich habe bereits gesagt, daß sie sehr offenherzig war; eine Eigenschaft, die bey einem Frauenzimmer sehr viele andere aufwiegt. Sie ließ den guten Aesop nicht die geringste Hoffnung von Gegenliebe übrig.

Er

Er ergriff also die Parthie, sie für sich zu jung zu finden; aber dieser Entschluß kostete ihm nicht wenig. Man sagt, er hätte bey dieser Gelegenheit, die Fabel vom Fuchs und den Weintrauben gemacht.

Leuxis verließ seinen Freund, ohne ihm ein Wort zu sagen. Er irrte, gleich einem Dahingebannten, um Aesops Pallast herum, (denn Aesop mußte einen Pallast bewohnen) endlich sagte er zu sich selbst: Warst du bisher nicht in der Wahl einer Geliebten und eines Freundes so delikat? warst du nicht so streng in deinen Forderungen, und so bereit, zu brechen, wenn man sich nur ein wenig davon entfernte? und du selbst scheutest dich nicht, die Geliebte des einzigen Freundes, den du finden konntest, zu verführen? Ach Palmis, Palmis rief er, du warst bey weitem nicht so strafbar als ich!

Kaum hatte er dies Selbstgespräch vollendet, so erblickte er in einer Entfernung von vier Schritten, den nähmlichen Soldaten, den er bey Palmis gesehen und gegen welchen diese all die Liebkosungen verschwendet hatte, die ihn so eifersüchtig machten. Leuxis konnte sich eines plötzlichen Anfalls von Neugierde nicht erwehren.

Wie es scheint, sagte er zu dem Krieger, so weißt du hier den rechten Weg nicht; ich kann dich vielleicht aus deiner Verlegenheit ziehen.

O, erwiederte der Soldat, der Weg ist mir, leider! bekannt genug, ich habe ihn, wie so viele Andere, mehr als einmahl gemacht, um einige Gunstbezeugungen zu empfangen, und Ungerechtigkeiten zu dulden. Ich erscheine heute hier wieder, weil man mir sagt: ein weiser und gerechter Mann führe gegenwärtig das Ruder des Staates.

Die Antwort des Unbekannten machte Leuxis noch aufmerksamer und er sann bereits auf Mittel, ihm, ungeachtet er ihn für seinen Nebenbuhler hielt, nützlich zu seyn. Der vorgebliche Soldat wollte mit Aesop sprechen. — Mit Aesop! rief Leuxis, ach er war mein Freund! Er gab mir Gehör, er kam mir zuvor; jezt muß er mich aber fliehen.

Das muß er nicht! sagte Aesop, welcher Leuxis unversehens umarmte. Warum sollte ich dich fliehen? warum du mich?

Weiser Aesop! versetzte Leuxis, ich will all mein Unrecht wieder gut machen; ich will dir eine Gelegenheit verschaffen, gutes

zu

zu thun; für diesen Preis werde ich deine Verzeihung erhalten, nicht wahr?

Es ist schon alles vergessen! antwortete der Minister, aber geschwind, worinn besteht das Gute, das ich thun, oder das Uebel, das ich wieder ausgleichen soll? Bist du, fuhr Aesop fort, indem er sich an den Unbekannten wandte, ein gemeiner Soldat, wie du zu seyn scheinst?

Mein Vater, fing der Krieger an, kommandirte die Armeen des Croesus und schlug seine Feinde mehr als einmahl, aber diejenigen, welche er am Hofe hatte, stürzten ihn. Man setzte eines von den Ereignissen, die die größten Männer nicht hintertreiben können und denen fast noch kein einziger ausgewichen ist, auf seine Rechnung. Er, der so niederträchtiger Weise verrathen wurde, wurde selbst für einen Verräther ausgegeben und in dieser Eigenschaft, gestürzt, des Landes verwiesen, entehrt. Man verwickelte mich in seine Ungnade, so wie meine Schwester, die doch nie Gelegenheit hatte, den Staat zu verrathen und nie, wie ich glaube, Eine Seele hintergehen wird.

Das kann doch wahrlich Palmis nicht seyn — sagte Leuxis seufzend zu sich selbst — wenig-

nigstens finde ich noch einen Eremiten zu viel bey ihr.

Mein Vater und ich, fuhr der Soldat fort, irrten hin und her. Der Feind, den er so oft überwand, bot ihm eine Freystätte und Bedienungen an. Er schlug sie aus, denn er wollte weder gegen sein Vaterland fechten, noch es mit Gewalt schaamroth machen. Was mich anbelangte, so beschloß ich, in der Vertheidigung desselben zu sterben und mich insonderheit seinen Ungerechtigkeiten zu entziehen. Ein unvermutheter Friede benahm mir dazu die Gelegenheit. Ich mußte mich entschließen, diese unkenntliche Kleidung noch länger beyzubehalten; mein Vater wählte eine noch unkenntlichere; meiner Schwester blieb nichts anders übrig, als bey einer alten Verwandten ihr Leben in langer Weile hinzubringen. Auf diese Weise kam eine Familie, die sonst so blühend und beneidet war, in Verfall. Der Ruf, sagt uns, ein Weiser, und um alles mit Einem Worte zu sagen, Aesop sey am lydischen Hofe allgemein verehrt und allvermögend. Unter einem solchen Minister glauben wir, daß die unterdrückte Tugend hier wieder erscheinen könne,

nichts zu besorgen habe und alles hoffen dürfe.

Ja! rief Aesop, von Mitleiden und Bewunderung durchdrungen, ja ich will euch selbst dem Monarchen vorstellen, aber ihr müßt alle drey beysammenseyn, damit der Monarch die drey Unglücklichen, die er machte, zugleich vor sich sehe. Sein Herz wird einem solchen Anblicke nicht widerstehen können.

Der vermeinte Soldat entfernte sich mit dem Versprechen, sogleich wieder zu kommen. Ein geheimer Zug bewog Leuxis, ihm zu folgen. Er brannte vor Verlangen, die Schwester zu sehen, die keine Seele zu hintergehen, im Stande seyn sollte. Sie erschien in Gesellschaft des Soldaten und des Eremiten, den Leuxis auf den ersten Blick wieder erkannte. Himmel! rief Leuxis, Himmel! wie unglücklich bin ich und wie strafbar! Palmis entgegen zu fliegen, sich ihr zu Füßen zu werfen, ihre Hände zu küssen und mit seinen Thränen sie zu benetzen, war Eins.

Palmis erkannte ihrer Seits auch ihren flatterhaften Liebhaber und sank ohnmächtig in die Arme ihres Vaters, denn ich habe

 wohl

wohl nicht erst zu sagen nöthig, daß der Eremit ihr Vater war. Weder dieser noch sein Sohn wußten, was diese pathetische Szene zu bedeuten hätte. Das alte Mütterchen, das ihnen langsam nachgefolgt war und sie nun vermittelst dieses Zwischenaktes erreicht hatte, übernahm es, das Räthsel aufzulösen. Es erzählte sehr umständlich, wie Leuxis sie und ihre Baase aus den Händen eines Räubers auf dem Rückwege von Dianens Tempel gerettet hätte. Diese Erzählung verschaffte dem Erretter große Lobsprüche und Danksagungen von Palmis Vater und Bruder. In diesem Augenblicke erschien Aesop. Ungeachtet er Minister war, suchte er doch diejenigen selbst auf, die ihn um seinen Beystand anflehten. Er ersparte ihnen sogar die peinliche Empfindung, ihre Bitte zu wiederholen und führte sie auf der Stelle zu dem Monarchen.

Neuntes Kapitel.

Wenige von den Höflingen erkannten anfangs die beyden Unglücklichen, und diejenigen, welche sich sonst über ihren Fall erfreut hatten, waren jezt über die Erhebung eines gewissen Andern trostlos. Es fiel Croesus einigermaßen empfindlich, daß er, in Gegenwart seines ganzen

zen Hofes, ein begangenes Unrecht wieder gut machen sollte. Ein paar Augenblicke lang blieb er unentschlüssig, aber endlich faßte er den Vorsatz, der seiner am würdigsten war. Er hob den vorgeblichen Eremiten, der sich ihm zu Füßen geworfen hatte, auf, umarmte ihn und befahl, ihm alle seine Güter zurückzugeben.

Letztere befanden sich in den Händen eines Höflings, dessen ganzes Verdienst darinnen bestand: unbedeutende Dinge auf eine angenehme Art zu sagen und bedeutende lächerlich zu machen. Ein witziger Einfall, den er über Phanors (dies war der eigentliche Nahme des vorgeblichen Eremiten) Ungnade vorgebracht, hatte ihm dessen ganzes Hab und Gut eingetragen. Da er sich nun genöthiget sah, dasselbe wieder zurück zu geben, so suchte er sich mit einem Epigramm dafür schadlos zu halten. Palmis und ihres Bruders Verkleidung lieh ihm dazu den Stoff. Man fand seinen Einfall herrlich und der Witzling glaubte durch den Beyfall, den er einärndtete, mehr gewonnen, als durch die Rückgabe von Phanors Gütern verlohren zu haben. Auf diese Art war Jeder zufrieden.

Aesop wollte sehen, ob es Leuxis ebenfalls wäre? oder wie er es werden könnte? Er zog ihn daher auf die Seite. Leuxis! sagte er, sprich offenherzig mit mir, du schienst in Lycoris, jezt scheinst du in Palmis verliebt zu seyn. Welcher von beyden gibst du den Vorzug, denn Eine muß ihn doch erhalten.

Ja, versetzte der Lydier, ich war ungerecht gegen Palmis, ich war undankbar gegen dich, ich will meine Ungerechtigkeit und meine Undankbarkeit, soviel als möglich, wieder gut machen; ich will Palmis auf immer angehören.

Versteht sich, erwiederte Aesop lächelnd, soviel als möglich! aber glaubst du, daß es einem jungen, unbefangenen Mädchen, wie Lycoris ist, einem Mädchen, das sich von dir geliebt sah und dich zuverlässig wieder liebt, so leicht sey, auf ihre Hoffnungen Verzicht zu thun? dir ist es leichter zu Palmis, als ihr, zu mir zurückzukehren.

Lycoris, fiel ihm der Lydier in die Rede, verdankt Dir ihren Wohlstand; sie wird früh oder spät dankbar dafür seyn.

Höre mich, versetzte Aesop:

„Ein schon etwas bejahrter Häher war der Vormünder einer jungen Grasmücke. Er hielt

hielt sie in einem Kefigt gefangen und ließ sie keinen Mangel leiden. Alle Morgen brachte er ihr das Futter für den ganzen Tag. Weiter that er nichts. Seine Absicht ging dahin, der Grasmücke ein Verlangen nach ihm einzuflößen. In der That wurde er auch alle Morgen mit Sehnsucht erwartet, allein die übrige Zeit des Tages machte man sich nichts aus ihm. Ein junger Sperling, der nichts brachte, wurde hingegen zu allen Zeiten gut aufgenommen und machte nie lange Weile. Der Häher ahnete dies nicht. Ich bin, sagte er, von der Dankbarkeit meiner Grasmücke überzeugt, sie hat meine Wohlthaten nicht vergessen und, was noch wichtiger ist, sie weiß, daß ich, sie fortzusetzen, im Stande bin; ich will also den Kefigt öffnen, es ist Zeit, meiner Mündel die Freyheit zu schenken; sie mag sich in Zukunft aus meinem Vorrathe, das was sie braucht, selbst hohlen. Der Sperling sagte seiner Seits in seiner Sprache: Ich habe weder eine Vorrathskammer noch Reichthümer, aber ich habe der Liebe viel und bin noch kein Jahr alt. Die Grasmücke hatte Hunger. Wohin glaubst Du nun, daß sie ging? fragte Aesop unsern Leuxis. Ey! antwortete der Letz-

tere, sie machte wenigstens einen Gang nach der Vorrathskammer. „Du irrst Dich, erwiederte Aesop, sie besorgte: der Sperling möchte unterdessen davon fliegen und sie theilte mit Freuden Liebe und Armuth mit ihm.“

Aesop unterhielt sich mit Leuxis in dem Garten seines Pallastes. Seit einigen Tagen genoß Lycoris der Freyheit darinnen spazieren gehen zu dürfen. Aesop erblickte sie. Sie hatte sich unterdessen mit dem Bruder der Palmis in ein, wie es schien, sehr lebhaftes Gespräch eingelassen. Sieh, sagte Aesop zu Leuxis, sieh dort die Grasmücke! ehe wirs uns versehn, wird sie dem Sperlinge folgen. Glücklicher Weise ist dieser Sperling jung, ohne arm zu seyn. Es kömmt jezt nur darauf an, zu wissen, ob er auch verliebt ist?

Und wenn ers wäre, fiel ihm Leuxis ins Wort, so wird ers nicht lange seyn; er weiß nicht, was für ein Recht Du auf sie hast; ich eile, ihn davon zu benachrichtigen.

„Bleib! ich bin klug genug, um meine Thorheiten nicht bis zur Ausschweifung zu vervielfältigen; so weit können, meines Erachtens, die Gränzen der menschlichen Klugheit reichen. Ich will Dir noch mehr sagen: anstatt zu fürchten, was ich so eben geahnet habe, wünsche ich

es

es vielmehr sehnlich und wollte, daß ich es dahin bringen könnte.“

Ach, wenn das Deine Meinung ist! alsdann ist an der Verbindung dieser beyden Leute nicht zu zweifeln. Phanor ist zu dankbar und Lycoris zu schön, als daß Dein Verlangen nicht in Erfüllung gehen sollte.

In diesem Augenblicke sah man Phanor die Hand der jungen Lycoris, jedoch ehrerbietig, küssen. Aesop ging auf die beyden jungen Leute zu und Leuxis, ein wenig über das, was er wahrnahm, erstaunt, wollte ein Augenzeuge von Lycoris Verlegenheit bey dem Anblick ihres Wohlthäters seyn; aber Lycoris machte nicht die geringste verlegene Miene. Was Phanor anbelangte, so entwarf er bereits in Gedanken einen Plan, der ganz mit den neuen Absichten des Philosophen harmonirte. Letzterer gab ihm eine Veranlassung sich offenherzig zu erklären, und noch am nähmlichen Tage wurde mit väterlicher Einwilligung Phanor als Lycoris und Leuxis als Palmis Bräutigam erklärt. Der alte Phanor erklärte seiner Seits, daß er sich weder wieder vermählen, noch Höfling oder Staatsmann werden wollte. Er theilte sein Vermögen unter seine Kinder, entschlossen, den Hof und, was noch weit mehr war, sein eigenes Haus zu flie-

fliehen, mit einem Worte: Einsiedler zu bleiben.

Aesop, welcher Minister blieb, um Gutes zu thun, hätte gewünscht, die vier Neuverlobten am Hofe zu behalten; allein er liebte sie zu sehr, um sie dazu zu zwingen. Geht, sagte er, weil ihr es doch so fest entschlossen seyd, geht und genießet der Annehmlichkeit und der Ruhe, die ich mir hier weder versprechen noch erlauben kann. Ein Umstand tröstet mich: die Hoffnung, nicht lange auf der Stufe des Ranges zu stehen, worauf ich mich jezt befinde. Ich werde den Sturm kommen sehn und nichts thun, ihn abzuwenden; ich werde weder einen Schmeichler abgeben, noch dulden, daß man mir schmeichle; ich werde dem Verdienste Alles und einem bloßen Nahmen oder den Ansprüchen der Gunst Nichts zugestehen; ich werde gerecht handeln und verlangen, daß man es durchaus sey. — — Verlaßt euch darauf, meine Ungnade ist gewiß nicht mehr fern.

Man sagt, der Philosoph habe geweint, als er beym Abschiede Lycoris umarmte, sie hingegen weinte nicht, zeigte sich jedoch von Dankbarkeit durchdrungen für den Gatten, den ihr Aesop gab. Palmis beschäftigte sich mit dem ihrigen noch lebhafter. Man reißte ab. Die beyden

Ehe-

Ehepaare begaben sich nach dem Orte, den sie zu ihrem künftigen Aufenthalte ausgewählt hatten. Hier lebten sie einen Monath zusammen, ohne Langeweile an einander zu finden, oder sich zu zanken, oder kalt gegen einander zu werden. Leuxis zog hieraus den Schluß, endlich einmahl das, was er seit so langer Zeit gesucht, gefunden zu haben. Er beschloß, niemand von sich zu weisen, der ihn nicht feindselig behandeln würde. „Freylich, setzte Leuxis hinzu, war Aesop mein wahrer Freund, ungeachtet er den Posten des ersten Ministers am Hofe bekleidete, das ist viel. Freylich, scheint Phanor mein Freund zu seyn, ungeachtet wir Schwäger sind, dies ist noch mehr. Freylich liebt mich Palmis noch immer, ungeachtet sie meine Frau ist, dies gehört sicher unter die noch seltneren Zufälle des Glücks, aber, um ungestöhrt zu leben, will ich den Ring des Gyges in diesen Abgrund werfen, damit er mir weder als Gatte noch als Freund jemahls die Binde von den Augen reisse."

Leuxis thats und befand sich wohl dabey.

Inhalt
des vierten Bändchens.

Follie's Reise durch die Wüsten von Sahara. Zweyter Theil. S. 1

Wir waren unsere eigenen Nebenbuhler, Erzählung. Nach Marmontel. 94

Der Fischteich, eine Idylle. Nach Keratry. 169

Der Ring des Gyges. Erzählung nach La Dixmerie. 181

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kayser, Albrecht Christoph, 1756-1811

Lectüre für Stunden der Muße

Bd.: 4

Bayreuth (1794)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.315(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090717-6
VD18 80302947-001